Bramer

Lazarillo

Leben und Abenteuer des Lazarillo von Tormes

Einmalige numerierte Ur-Ausgabe in 500 Exemplaren. Dieses Stück trägt die Nummer
184

Copyright 1920 by Hugo Schmidt Verlag München
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten
E. W. Bredt Hugo Schmidt

De Drie Bouken
Van
Lasarus Bay Tormes
Bramer.
fecit
16

Leben und Abenteuer des Lazarillo von Tormes

Mit den bisher unveröffentlichten
dreiundsiebzig Zeichnungen des
Leonard Bramer
herausgegeben und neu erzählt von
E. W. Bredt

Hugo Schmidt Verlag München

Erster Teil

I. Lazarillos Eltern und Geburt. Seiner Mutter Liebschaften

Ich bin der Sohn des Thomas Gonzales und der ehrbaren Antonie Perez, beide gebürtig aus einer Vorstadt von Salamanca. Man nannte mich Lazarillo von Tormes, weil ich auf dem Flusse dieses Namens geboren wurde, wie gleich zu hören ist. Mein Vater besaß nämlich eine Mühle, die über dem Fluß stand, da wurde meine Mutter eines Nachts von den Wehen überrascht und ich wurde auf dem Wasser geboren. Als ich acht oder neun Jahre alt war, wurde mein Vater von bösen Verleumdern angeklagt, er habe die Mehlsäcke der Kunden erleichtert, und da er dabei überrascht wurde, leugnete er nicht lange, wurde eingesperrt und ertrug geduldig diese Geisel der Justiz. Das läßt mich hoffen, daß er nun zu den Seligen gehört, weil doch nach den Worten des Evangeliums alle die ins Himmelreich kommen, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt wurden.

Bald darauf brach der Krieg gegen die Mauren los, und mein Vater zog mit einem Offizier ins Feld; er diente ihm als Gepäckträger und folgte ihm bis in die andere Welt. Meine arme, verlassene Mutter machte nun in einem Häuschen einen Mittagstisch für Studenten auf und besorgte die Wäsche für die Stallknechte des Kommandeurs. Bald fing sie eine Liebschaft mit so einem maurischen Pferdewärter an. Der Schwarze kam gern des Abends zu uns und blieb oft bis zum Morgen. Am hellen Tag kam er unter dem Vorwand, bei der Mutter Eier zu kaufen, obwohl wir gar keine Hühner hielten. Er tat bei uns, als ob er daheim wäre und gefiel mir gar nicht; aber als ich merkte, daß er uns Brot und Wein und Fleisch und Holz mitbrachte und Mutter sich

darüber freute, schwieg ich still. Die Nachbarn aber wurden immer böser auf uns.

Eines schönen Tags legte meine Mutter einen netten kleinen Mohren in die Wiege, und ich weiß noch, wie der Neger einmal mit meinem Brüderchen spielen wollte, da sah es auf einmal, daß wir weiß, sein Vater aber schwarz war. Da fürchtete es sich vor ihm, schrie nach der Mutter und zeigte auf ihn: „Mama, Coco, Tier!“ Da lachte der Mohr und nannte ihn „kleiner Bastard“.

Unser Hausbesitzer bekam bald von der Geschichte mit dem Mauren die Nase voll. Wohin er schaute, fehlte etwas. Hafer, Bürsten, Pferdedecken, Wäsche, Holz, alles verschwand, alles sollte verloren gegangen sein. Ja, es war wirklich spazieren gegangen, zuletzt gingen sogar die Pferde seines Herrn.

Nun war's aus mit dem guten Leben. Der Mohr bekam eine furchtbare Prügelstrafe, er durfte nie wieder unser Haus betreten, meine Mutter wurde Dienstmagd und hatte viel unter der Not zu leiden. Ich lernte meinem Brüderchen das Gehen und konnte nach und nach für Nachbarn kleine Gänge und andere Dienste tun.

II. Lazarillos erster Dienst bei einem Blinden

In unsere Herberge kam eines Tages ein Blinder. Er suchte einen kleinen Führer, und meine Mutter gab mich ihm, ohne daß er lange zu bitten brauchte. Sie erzählte ihm von meinem braven Vater, sie hoffte, ich würde gerade so ehrenhaft wie er werden und bat den Blinden, er möchte mir armen Waisenknaben ein guter Vater sein.
Der Blinde versicherte ihr, er werde mich wie seinen eignen Sohn halten und so wurde ich Führer dieses alten Mannes. Vorm Abschied von Salamanca gab mir die Mutter noch allerlei gute Lehren mit, sie habe mich gut erzogen und mir einen guten Herrn gegeben, und den besten Rat, den sie mir mitgeben könne, sei: „Hilf dir selbst.“ So entließ sie mich und ich führte den Blinden aus der Stadt.
Bei der Brücke fiel mir eine Figur in die Augen, die wie ein kleiner Stier aussah. Als der Blinde merkte, daß ich stutzte, ließ er mich dicht an die Figur herantreten, und wie ich mich gerade zum Stierleib etwas bücke, sagte er: „Horch nur, Lazarillo, wie's darin brummt.“ Ich folgte ihm harmlos, er aber stieß mit aller Wucht meinen Kopf gegen den verteufelten Stier, daß mir der Kopf fast in Stücke ging. Noch drei Tage lang hab' ich den vermaledeiten Stoß gefühlt. Er jedoch lachte nur boshaft und sagte: „Höre, kleine Unschuld, ein Blindenführer muß gescheiter sein als der Teufel.“ Da erwachte ich aus der Einfalt und wußte von nun an, daß sich um mich Gottverlassenen kein andrer zu sorgen hätte als ich selbst.
Die Wanderschaft ging weiter und der Blinde hatte mir bald seinen Bettlerjargon beigebracht. Er merkte, daß ich Witz habe und freute sich daran: Gold und Gut könne er mir nicht geben, aber gute Lehren in Fülle, und wenn ich mich ehrlich benähme, würde mir's bei ihm an nichts fehlen. Ich muß sagen, er hatte recht: so blind er war, steckte er mir doch manches Licht auf für den Lebensweg.

Ich könnte ja alle diese Kindereien verschweigen, aber sie sind zum Verständnis des Folgenden notwendig und machen erst klar, wie schwer es ist, sich aus dem Nichts zu erheben.
Nun aber muß ich von meinem Blinden erzählen, seinen Schlichen. Niemals schuf Gott einen gerisseneren, niemals einen listigeren Kopf als ihn. Für seine Welt war er ein Adler. Er kannte sämtliche Bettelsprüche aller Bettler Spaniens auswendig. Und alles brachte er so ernst, so würdig, so verständnisvoll, so überzeugend heraus, daß jeder ihm glaubte. Er nahm die demütigste und gottesfürchtigste Haltung ein, machte weder Grimassen oder Gesten, er ließ kaum die Augen spielen. Kurz, er hatte nichts von all den Unarten dummer oder schlechterzogener Bettler. Er fand tausend Wege und Arten, aus jeder Erfahrung Nutzen und Geld zu gewinnen. Er wußte Gebete für jeden besonderen Fall, für jede Not, jeden Zweck, für kinderlose Frauen, damit ihnen Gott Kinder schenke, für die leichte Entbindung der Schwangeren, für Frauen, die sich wieder mit ihrem Gatten vereinen wollten. Er gab sich als Prophet und sagte den Schwangeren voraus, ob sie einen Sohn oder eine Tochter bekommen würden. In der Heilkunde war der hochgelehrte Galienus ein Waisenknabe neben ihm. Der wußte ja nicht halb so viel wie mein Blinder. Er wußte unzählige Mittel gegen Zahnschmerzen, Ohnmachten, Frauenleiden. Niemand beklagte sich bei ihm vergeblich über irgendein Leiden oder Mißbehagen. Für alles hatte er ein Rezept bereit. Dem einen sagte er, macht dies, dem andern, macht das, sucht jene Wurzeln, pflückt das Kraut, das wird euch helfen. Kurz er wußte, sich alle zu verpflichten, und zumal die Frauen glaubten an alles, was er sagte und schwuren nur auf meinen Blinden. Mit ihnen machte er denn auch sein Hauptgeschäft. Er nahm mit seinen Ratschlägen und Mittelchen in einem Monat mehr ein als hundert Blinde in einem Jahr. Trotz all seiner Einnahmen blieb er aber der geizigste und schäbigste Mensch, den ich

kennen gelernt habe. Er ließ nicht nur mich Hungers sterben, er ging am Hungern selbst dem Tode entgegen.
Ein Dummer wäre bei dem Blinden bald zugrunde gegangen, aber seine schlauen Lehren machten mich zum Meister. Durch meine Schläue gelang es mir fast immer, trotz seiner Gegenbemühungen, den dicksten und besten Happen zu erwischen. Ich erfand dazu manch böse Kriegslist, und wenn ich mich dabei nicht immer gut abgefunden habe, kann ich doch viel davon erzählen.
Der Blinde trug das Brot und alles, was man ihm gab, in einem Leinensack, den er mit einem eisernen Ring mit Vorhängschloß versehen hatte und nur nach Bedarf öffnete. Und das tat er mit solcher Berechnung, daß auch der Schlaueste nicht in den Sack kommen konnte.
Das wenige Brot, was er mir zuteilte, verschlang ich meist mit zwei Bissen. Aber wenn er ja einmal den verschlossenen Sack beiseite gestellt hatte und er glaubte, ich sei mit etwas anderem beschäftigt, schlich ich mich an den Sack heran, trennte die Naht auf einer Seite auf und nahm mir nicht nur Brot heraus, sondern auch die schönsten Stücke Speck, Wurst und anderes. Schnell nähte ich dann immer den Sack zu. Und wenn ich auf diese Weise auch nicht so viel erwischte, wie ich brauchte, um satt zu werden, so hatte ich doch wenigstens immer so viel, um nicht Hungers zu sterben.
Alles was ich ihm etwa an Geld abluchsen konnte, trug ich in halben Kreuzern bei mir. Wenn nun jemand einen ganzen Kreuzer gab, wechselte ich ihn schnell, ließ den halben Kreuzer in die Hand des Blinden fallen, den andern aber steckte ich in den Mund. Das konnte ich tun, weil ja doch kein Geber sagte, welche Münze er dem Blinden schenkte. So teilte ich immer die Gaben um die Hälfte. Es dauerte aber nicht lange, da fiel ihm auf, daß er nur noch halbe Kreuzer bekäme, früher hätte er oft genug ganze und sogar mehr bekommen. Er beklagte sich heftig und sagte, nur ich könne an dem Unglück schuld sein.

III. Vom quellenden Weinkrug des Blinden

Der Blinde trank den Wein aus einem irdenen Krug, den er bei den Mahlzeiten immer dicht neben sich stellte. Dennoch wußte ich öfters mit dem edlen Stoff Zwiesprache zu halten. Das schien der Blinde bald bemerkt zu haben und von nun an legte er meist die eine Hand auf den Krug oder hielt ihn am Henkel fest. Doch all seine Vorsicht machte mich nur erfinderischer. Ich nahm einen Strohhalm, stellte ihn in den Krug und sog so den Wein ein, so viel ich wollte. Leider hörte er doch einmal das Schlürfen. Nun stellte er sich den Krug zwischen die Kniee und tat die Hand nicht vom Kruge weg, so lange er aß. Ich war nun einmal an den Wein gewöhnt und wollte so wenig von ihm lassen wie von meinem Hemd. Gings mit dem Strohhalm nimmer, so mußt's auf andere Weise gehen. Ich bohrte also ganz am Boden des Kruges ein kleines Loch, das verschloß ich mit einem Wachsklümpchen, so lange ich nicht trinken wollte. Bei unserm Mahle aber tat ich, als ob mich recht fröre und hockte mich zwischen die Beine des Blinden, um einigermaßen warm zu werden. Er ließ das zu, ich war meinem lieben Krug wieder nahe, öffnete nach Wunsch das geheime Loch durch Wärme, und ein wunderfeiner zarter Springbrunnen von Wein ergoß sich in meinen Mund, ohne daß auch nur ein Tropfen daneben ging.

Wie nun mein Blinder trinken wollte, war der Krug schon wieder leer. Er wünschte voll Zorn Krug und Wein zum Teufel und konnte sich nicht erklären wie das zuging.

„Mich könnt Ihr gewiß nicht anklagen," sagte ich dem Argwöhnischen, „Euren Wein getrunken zu haben. So etwas habt Ihr ja Gott sei Dank unmöglich gemacht." Darauf sagte er gar nichts, betastete aber den Krug auf allen Seiten und fand endlich doch das geheimnisvolle Loch. Doch tat er gar nicht dergleichen und das machte mir Mut,

beim nächsten Male wieder nach dem Krug zu greifen wie bisher. Voll Verlangen nach dem gewohnten Trank kauere ich mich nieder, ohne daß der Blinde etwas dagegen hat, zwischen die wärmenden Beine, rücke mir den Krug zurecht, so wie ich ihn brauche und schließe vor Entzücken die Augen, während die süße Quelle in meinen geöffneten Mund rieselt. — Da aber ging das Unwetter, ging die Rache des Betrogenen über mir schon los. Mit beiden Händen packt er den schweren Krug und zerschlägt ihn auf meinem armen Schädel zu tausend Scherben. — Noch eben nichts ahnend und voller Wonne in dem heimlichen Genuß, war mir nun, als ob das ganze Haus über mir zusammenstürzte.

Ich hatte die Besinnung verloren und als ich endlich erwachte, lagen die Scherben weit umher, das Blut floß über Augen, Wangen und Hals und alle Zähne waren mir ausgebrochen.

Gott verzeih mir's, von dem Augenblick an packte mich der Haß auf den verfluchten Blinden. So sehr er bald darauf mich wieder schmeicheln wollte, so half ihm das doch nichts; ich fühlte zu sehr seine teuflische Freude an der heimtückischen Züchtigung.

Als er mir die Wunden, die er mir geschlagen, mit Wein auswusch, sagte er spöttisch: „Na, Lazarillo, was sagst du dazu: Das, was dir so viel Leid gebracht, das heilt dich auch."

Ich kann nicht sagen, daß mir der Scherz gefiel. Und von all den Wunden, Beulen und Flecken, die mich ganz entstellt hatten, einigermaßen genesen, sagte ich mir, daß ich eine zweite derartige Behandlung nicht mehr aushalten würde. Der Gefahr aber wollte ich zuvorkommen und dachte nun immer daran, wie ich mit einer feinen Rache von dem Teufel fortkommen könnte.

Manchmal wollte er wohl durch bessere Behandlung seinen Zorn vergessen machen. Das hielt aber nie an. Er schlug mich mit Stock und Händen, knuffte mich, zerrte mich bei den Haaren und wenn ihn dar-

über wirklich einmal eine mitleidige Seele zur Rede stellte, erzählte er sofort die ganze Geschichte mit dem Krug und stellte mich hin als einen, der in bösen Streichen selbst den Teufel noch überträfe. Dann schwiegen die Mitleidigen und sagten: „Schaut, schaut, wer hätte je gedacht, daß ein so kleiner Lausbub solcher Schandtaten fähig wäre, Gott wird es Euch nur lohnen, wenn Ihr ihn gehörig züchtigt."
Und mein Alter hat diese Ratschläge nur immer zu genau befolgt, denn wenn er auch blind war, taub war er leider nicht.
Aber ich wußte mich zu rächen. Wenn ich ihn führte, suchte ich die schlechtesten Wege aus. In jeden Haufen spitzer Steine, in jeden Morast, in jede Pfütze führte ich ihn. Mir selbst machte das nichts aus. Ja, ich hätte mir selbst ein Auge auskratzen können, wenn ich ihm dafür die beiden hätte auskratzen dürfen, die er nicht mehr hatte. Bei jedem Fehltritt, den er machte, gab er mir Stockprügel, und mein Hinterkopf war blau und grün und grindig von Beulen. Es half mir nichts, ihm zu versichern, es gäbe keinen besseren Weg, denn wie der Schelm ist, so denkt er.
Um euch aber einen Begriff zu geben, wie schlecht der Kerl war, muß ich doch eine Geschichte erzählen, die ich einmal mit ihm erlebte. Sie ist nur ein Beispiel für die abscheuliche Gerissenheit des Blinden.

IV. Eine lustige Geschichte von der Wurst am Spieße

Als wir uns von Salamanca nach Toledo durchbettelten, kamen wir in die Zeit der Weinernte. Da gab uns einmal ein Winzer, der Mitleid mit uns beiden jämmerlichen Gestalten haben mochte, eine Weintraube, die natürlich nicht mehr von den besten war. Ja sie war so überreif und im Korb schon so zerdrückt worden, daß wir sie gleich essen mußten, so gern sie auch mein Blinder in den Sack gesteckt und aufbewahrt hätte. Und nachdem er mich den lieben, langen Tag gepeinigt, spielte er sich mit der geschenkten Traube noch als mein großer Wohltäter auf. Wir ließen uns im Schatten am Wege nieder und nun lud mich der Alte ein, uns einmal gütlich zu tun: „Wir essen die Weintraube zusammen und teilen uns brüderlich. Du darfst dir nie mehr als eine Beere auf einmal nehmen. Ich mach's grad so. Nun sei ehrlich und betrüg mich nicht." So war's abgemacht, aber schon beim zweiten Male nimmt sich der Alte zwei Beeren auf einmal. Natürlich machte ich's ihm nach, ja zur Strafe nahm ich oft zwei, drei und mehr auf einmal, wie sich's grad traf. Bald war nichts mehr an der Traube zu picken. Der Alte nahm sie lange in die Hand, schüttelte enttäuscht den Kopf und machte mir Vorwürfe, ich hätte ihn betrogen. Ich konnte mir das Lachen kaum verhalten und sagte ihm nur, ich habe dasselbe Gewissen wie andere.

Was mir alles sonst noch für komische Dinge mit dem alten Blinden passiert, will ich nicht erzählen bis auf eine Geschichte.

Als wir einmal in einer Herberge in Escalona kampierten, machte mich eine verteufelte Gelegenheit zum Dieb.

Der Alte gab mir nämlich eine fette Knackwurst, die sollt' ich ihm am Spieße rösten. Ich schneide die Wurst zu Scheiben, stecke sie zwischen Brotscheiben, die ich in Fett getaucht, an den Spieß, und der Alte kostet schmatzend vor Behagen manches Stück. Wie mir nun schon der Mund

wässrig geworden, schickt er mich in die Kneipe, um Wein zu holen. Nun wußte ich, daß ich von dem Schmauß nichts abbekommen sollte und ich mußte sehen, daß ich nicht zu kurz käme. Zu meinem Glück sehe ich in der Kaminecke eine faule Rübe liegen, die hatte gewiß jemand weggeworfen, weil sie zum Essen nicht mehr taugte. Wie nun der Blinde in seiner Börse nach dem Kupferstück sucht, das er mir für den Wein mitgeben wollte, nahm ich ganz leise die Wurstscheiben vom Spieß, stecke dafür zwischen einige gefettete Brotscheiben die Rübenschnitte, nehme das Geld und eile in die Kneipe. Nun setzt sich der Blinde an den Kamin und dreht mit aller Liebe am Rost das, was andere Leute in den Dreck geworfen. — Ich aber hatte natürlich schon unterwegs die schöne, fette Wurst verschlungen. Wie ich zurückkam, saß der Alte immer noch am Spieß und schmunzelte ordentlich vor Erwartung auf die leckere Mahlzeit. Endlich nimmt er ein dickes Stück vom Spieß und beißt ganz gierig hinein. Da verzieht er den Mund schon wie zum Ausspucken, wird blaß vor Wut und Zorn, schreit nach mir und zeigt mir die Rübe im Mund und die am Spieß, wie ein Rätsel, das ich schleunigst erklären soll.

Ich sag ihm entrüstet: „Was soll ich damit zu tun haben? Soll ich wieder mal der Sündenbock sein? Was soll der Vorwurf? Habt Ihr mich nicht weggeschickt zum Wein holen? Ganz gewiß ist unterdes jemand ins Zimmer und an den Kamin geschlichen, um Euch einen Schabernack anzutun."

„Nein, nein," schreit der Blinde, „ich habe den Bratspieß nicht aus der Hand gelassen, niemand hat daran gerührt." Ich schwörte ihm, daß ich von nichts wüßte, aber nichts half, der Blinde war ein viel zu gerissener Gauner, als daß man ihm etwas hätte vormachen können. Gleich stand er auf, nahm mich beim Kopf und beroch meinen Atem. Bei der Wut, die er hatte, machte er das nicht halb. Mit beiden Händen sperrte er mir den Mund auf und steckte mir seine lange, spitze

Nase hinein. Mir kam's in der Angst vor, als ob sie vor lauter Wut noch um eine Spanne länger geworden wäre, denn sie kam mir bis an den Schlund.
Meine Angst läßt sich gar nicht beschreiben, ich zitterte am ganzen Leibe und wünschte mir tot zu sein und tief unter der Erde zu liegen. Ich hatte ja eben erst die Knackwurst verschlungen, der Elefantenrüssel in meinem Munde versetzte mir den Atem, ich mußte furchtbar aufstoßen und spie mit der scheußlichen Nase des Ekels auch die unverdaute Wurst aus.
Nun kam der Blinde in eine so furchtbare Wut, daß er mich ganz gewiß erwürgt hätte, wenn nicht durch unser Geschrei alles zusammengelaufen wäre. Endlich rissen sie mich aus den Händen des Rasenden, der das letzte Büschel von Haaren in den Händen hielt, das er mir bisher in all unseren Streitereien noch nicht ausgerissen hatte. Mein ganzes Gesicht, der ganze Hals war zerkratzt und selbst im Schlund fühlte ich Schmerzen.
Der Blinde erzählte nun tausendmal die ganze Geschichte und die mit dem Topf und die mit der Weintraube. Jeder, der am Hause vorbeikam, wollte zuhören und alles krümmte sich vor Lachen beim Hören meiner Streiche. Und das muß ich ihm lassen, er wußte alles so anschaulich zu erzählen und zu mimen, daß ich oft, trotz aller Schmerzen und Mattigkeit, nicht anders konnte, als mitzulachen.
Aber ich ärgerte mich fast über eine verpaßte Gelegenheit. Wie leicht hätte ich dem Wüterich die Nase abbeißen können. Wie süß wäre diese Rache gewesen. Ich hätte nur zuzubeißen brauchen, denn der Fuchs war ja schon im Eisen. Mein Magen wäre gewiß mit der Nase immerhin leichter fertig geworden als mit der fetten Wurst.
Die Wirtin und alle, die herbeigekommen, stellten den Frieden wieder her und die Frauen wuschen mir Gesicht und Hals mit eben dem Wein, mit dem er die Rübe hätte hinunterspülen sollen. Dabei konnte der

verfluchte Blinde sich's nicht verkneifen, von neuem zu spotten: „Bei Gott," sagte er, „dieser Halunke von Bub kostet mir in einem Jahre mehr Wein zum Heilen, als ich in zweien vertrinke. Gib nur zu, Lazarillo, daß du dem Weine mehr verdankst als deinem Vater. Denn der hat dir nur einmal das Leben geschenkt, der Wein aber alle Tage. Du wirst im Weine Glück finden, wo kein Mensch es suchen würde." Dabei lachten die Frauen, die mich pflegten, obwohl ich mir den Zorn verbeißen mußte. Immerhin schien der Alte die Zukunft voraussehen zu können, denn was er mir da von Glück und Wein sagte, traf ein. Das wird man später erfahren.

V. Lazarillos gelungene Rache am Blinden

Nach der letzten Geschichte riß mir aber doch die Geduld, noch länger bei dem Blinden auszuhalten. Ich mußte von dem Alten loskommen und spekulierte alle Tage auf die erste beste Gelegenheit. Am andern Tag ging's, wie immer, auf die Bettelreise. Die ganze Nacht hatte es geregnet und der Regen hörte nicht auf. Wir suchten unter einem großen Torweg Schutz, mußten den ganzen Tag dort aushalten und die Vorüberkommenden anbetteln. Früher als sonst ließ sich der Alte heimführen.

Im Dorf mußten wir irgendwo über einen Bach. Den hatte der Regen mächtig erweitert und ich sagte deshalb dem Alten: „Wenn Ihr nichts dagegen habt, führe ich Euch lieber an eine Stelle, die weniger breit ist und wo wir leicht darüberspringen können, ohne naß zu werden." Damit war er ganz einverstanden. „Recht hast', Lazarillo, so fürsorglich hab' ich dich gern, führe mich nur, denn bei dem kalten Wetter wär's nicht gut, sich auch noch die Füße naß zu machen."

Ich aber wußte nun, wie ich endlich dem Alten seine ganze Schlechtigkeit heimzahlen konnte. Ich führte ihn den Bach entlang grad gegenüber einem kantigen Steinpfeiler, der irgendeine Hausterrasse am andern Ufer trug. „Eine noch engere Stelle gibt's nicht," sagte ich dem Blinden, „immerhin müßt Ihr noch einen guten Sprung machen."

Ein Schnürlregen kam mir zu Hilfe. Er hatte den Alten mürbe gemacht, er wollte so bald wie möglich daheim sein und er traute mir, Gott sei Dank, wie noch nie. „Stelle mich nur genau dorthin, wo ich gut abspringen kann," bat er mich, und, wahrhaftig, ich machte meine Sache meisterlich. Ganz genau dem harten Pfeiler gegenüber stellte ich ihn auf. Nun sprang ich über den schmalen Bach, stellte mich hinter dem Pfeiler auf wie einer, der sich vor'm Angriff eines Stieres in Sicherheit bringt und rief ihm zu: „Jetzt springt so weit wie Ihr könnt." Und

kaum hatt' ich's gesagt, springt der Alte wie ein Bock, der stoßen will, mit aller Wucht über das Wässerchen und grad mit der Stirn gegen den Pfeiler. — Ich hört' es dröhnen, wie wenn ein Riesenkürbis in die Brüche gegangen wäre.
Halbtot fiel der Blinde auf den Rücken.
Nun war der Spott an mir. „Weshalb habt Ihr nur diesmal nicht die feine Nase gehabt wie gestern, wo Ihr das bißchen Knackwurst sofort in meinem Munde gewittert? Jetzt riecht nur an dem Pfeiler so lang Ihr mögt."
Inzwischen kamen die Leute herbeigeeilt und halfen dem schreienden Alten. Ich aber machte mich aus dem Staube und lief, ohne mich umzuschauen, aus dem Dorfe hinaus, bis ich noch vor der Nacht in Thorrigo ankam.
Niemals hab' ich wieder etwas von dem Blinden gehört, ich habe aber auch nie Sehnsucht nach ihm gehabt.

VI. Lazarillo dient einem Dorfkaplan

Am andern Morgen lief ich gleich bis zum nächsten Dorfe, denn in Thorrigo fühlte ich mich noch nicht vor den Verfolgungen des unheimlichen Blinden sicher. Wie ich nun hier den Dorfkaplan anbettelte, frug er mich, ob ich ihm nicht als Chorknabe dienen könnte. Das konnte ich, denn so schauderhaft mich der Blinde auch behandelt hatte, so habe ich doch bei ihm eine Menge nützlicher Dinge gelernt. Also der arme Teufel von Kaplan nahm mich in Dienst — und ich kam aus dem Regen in die Traufe. Denn der Blinde war mir vorgekommen wie der Geiz selber, aber mit dem Kaplan verglichen, war er noch ein Verschwender. Was nur ein Geiziger aushecken konnte, das wußte und tat er ganz sicherlich.

Er hatte einen alten, festen Koffer in einer Kammer stehen. Wenn er nun aus der Kirche mit den geschenkten Broten kam, ging er immer gleich zum Koffer, um darein die Brote zu versenken und dann den Koffer mit aller Sorgfalt zu schließen. Das war für mich gar trostlos anzusehen, denn in dem ganzen Hause war auch nicht das geringste Eßbare zu finden. Sonst findet man doch wohl in jedem Hause im Rauchfang etwas Speck oder man riecht einen Käse im Schrank oder man findet wenigstens Brotkrumen vom letzten Mahle auf oder unterm Tisch; hier aber war all mein Suchen vergeblich. Nur in einer elenden Kammer, die immer zugesperrt war, hing ein Bund Zwiebeln. Davon gab mir der Filz alle vier Tage eine. Wenn ich nun mal den Schlüssel verlangte und es war grad jemand bei ihm, gab er den Schlüssel ganz ängstlich her, verwarnte mich, herumzuschmökern, tat, als ob Gott weiß was alles in dem Hause aufgespeichert sei und sagte: „Du denkst den lieben langen Tag an nichts anderes, als dir den Wanst zu füllen.“ In Wirklichkeit starb ich fast vor Hunger. Wie Fleisch schmeckt, wußte ich fast nicht mehr, denn beim Essen durfte ich ihm immer

nur zuschauen, mir gab er ein paar Stücke Brot, die durfte ich in die Suppe tunken, die übrig blieb. Er brauchte für sich kaum fünf Kreuzer täglich.

Da es aber altkastilischer Brauch ist, Samstags einen Hammelkopf zu essen, mußte ich ihm auch eines Tages einen für drei Kreuzer kaufen. Erst aß er davon die Augen, die Zunge, das Hirn, alles Fleisch an den Kinnbacken — und ich bekam dann die Knochen zum abfießeln. „So, nun mach dir mal wieder einen guten Tag," sagte er dabei, „jetzt lebst du ja fast herrlicher als der Papst." — Ich aber wünschte ihm im Stillen so herrliche Tage für sein Alter.

Nach vierzehn Tagen war ich zaunrackerdürr und so schwach, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte, und wenn mir der liebe Gott und meine Schlauheit nicht geholfen hätten, wär ich bald hingewesen. Aber wie sollt ich mir helfen? Das war doch hier noch viel schwerer als bei dem Blinden, der doch wenigstens nicht alle meine Handgriffe sah wie dieser Teufel von Geizhals, der schärfere Augen hatte als ein Luchs und schier durch alle Wände sah.

Bei der Kirchenkollekte war nichts zu machen, und wenn ich geschickter im Stehlen gewesen wäre als ein Rabe. Seine Augen gingen nur immer hin und her. Er sah sofort jeden Kreuzer, der auf den Teller fiel, kein halber Kreuzer entging ihm. Und gleich danach wurde der Teller auf dem Altar ausgeschüttet und zusammengezählt. Also so lang ich bei ihm lebte, oder vielmehr abstarb, konnte ich keinen halben Kreuzer stibitzen.

Wein brauchte ich ihm nie zu holen, den ließ er sich nur schenken. Und wenn das mal Sonntags geschah, verschloß er die Flasche immer gleich wieder im Koffer und nutschte im Laufe der Woche das Fläschle aus. Um aber seinen Geiz zu bemänteln, sagte er scheinheilig: „Du weißt, wir Männer der Kirche müssen so nüchtern leben wie möglich und dürfen's nicht wie die andern machen."

Aber der Tropf log wie gedruckt, denn wenn es auf andrer Leute Kosten geschah, und das war immer bei dem Totenschmaus nach einer Beerdigung, da fraß er wie ein Wolf und soff wie ein Schwein. Hinterher gab's dann tagelanges Fasten auch für mich.

Deshalb hab' ich in meinem Leben nie wieder so vielen Menschen den Tod gewünscht wie damals, nach nichts sehnte ich mich so sehr wie nach einem Totenmahl, an dem ich als Chorknabe meines Kaplans teilnehmen durfte. — Wenn die ganze Gemeinde um die Erhaltung eines Schwererkrankten beten sollte, betete ich, verzeih mir's Gott, um einen recht baldigen Leichenbitterschmaus. Leider hatten meine inbrünstigen Gebete nur selten Erfolg. In dem halben Jahr beim Kaplan, starb kaum ein Dutzend. So also konnte ich nicht in die Höhe kommen.

Zum Davongehen war ich aber zu schwach, ich wäre unterwegs liegen geblieben. Ich war ganz mutlos; beim ersten Herrn hatte mir der Hunger Beine gemacht, beim zweiten lag ich schon fast auf der Nase, ein dritter brauchte mich also nur noch in die Grube zu werfen. ,,Armer Lazarillo, mit dir ist's aus," sagte ich mir, „und niemand in der Welt wird etwas von dir hören." Übrigens hielt mich eines noch zurück. Der Kaplan hatte mir etwas Lesen und sogar Schreiben beigebracht und ich dachte, das könnte mir doch vielleicht etwas nützen. Also ich wollte noch etwas lernen und — wenn ich das Schreiben nicht gelernt hätte, wer hätte dann meine Memoiren verfassen sollen?

VII. Ein Rastelbinder errettet Lazarillo vom Hungertode

Da erschien mir auf einmal ein rettender Engel.

Als mein Kaplan ausgegangen und ich allein war, kam ein Rastelbinder an unsere Tür und wollte allerlei Dinge zum ausbessern. Da kam mir ein guter Gedanke. „Ja, wenn Ihr mir rasch einen Schlüssel, den ich verloren, ersetzen könnt, will ich's Euch nicht schlecht lohnen. Schaut her, zu dem Koffer da hab' ich den Schlüssel verloren. Wenn mein Herr das erführe, ginge mir's schlecht. Macht also, daß ich einen passenden Schlüssel bekomme."

Der Rastelbinder war ein Engel. Ohne sich lang bitten zu lassen, versuchte er einen Schlüssel nach dem andern, den er an einem riesigen Ringe aufgereiht hatte. Ich half ihm bei seinen Versuchen so gut ich konnte, denn es war keine Minute zu verlieren und ich schwebte in tausend Ängsten, mein Herr könne uns überraschen. Da auf einmal ging der Koffer auf.

Mir war, als hätte sich der Himmel vor mir aufgetan, wie ich ein Brot am andern in dem Kasten sah. Ganz weg war ich vor Freude und bot meinem Retter, dem armen Kesselflicker an, er solle sich das beste Brot als Lohn nehmen, denn ich hatte ja kein Geld. Er nahm sich das, was ihm am besten gefiel, gab mir den Schlüssel und ging zufrieden von dannen.

Mein Glück kann ich gar nicht beschreiben. Jetzt war mit einem Male alle Angst verschwunden, ich könne eines Tages vor Hunger sterben, ich hatte nur Bedacht zu nehmen, daß mir niemand hinter meine Schliche käme und nahm deshalb auch kein Brot aus dem Koffer.

Kaum war die Kiste von mir wieder gut verschlossen, kam mein Kaplan schon zurück, ohne irgend etwas in Haus oder Koffer zu bemerken. Ich aber lauerte nur auf sein Ausgehen am andern Morgen.

Sobald er die Tür hinter sich zugemacht, erschloß ich mir mein Para-

dies, nahm eins der Brote, und in weniger als zwei Vaterunsern hatte ich's verschlungen. Vergnügt fegte ich die Kammer aus und war guter Dinge bis der Kaplan heimkam.

So ging's einige Tage, bis mich der Kaplan zu einem Gang wegschickte. Wie ich zurückkam, roch ich gleich Lunte. Mein Alter kniete nämlich vor seinem Koffer und kramte und kramte in ihm herum, nahm die Brote heraus, zählte sie, legte sie wieder hinein und rechnete an den Fingern die Tage und die Einnahmen nach. Das wollte mir gar nicht recht gefallen. Endlich gab er sich zufrieden und murmelte etwas, ob der Koffer nicht sicher sei, ihm wäre es, als ob einige Brote fehlten. Und laut und wie drohend sagte er zu mir hin: „Neun und ein halb Laibe sind darin. Jetzt soll kein Dieb wagen, mich zu bestehlen."

Ich stand wie gleichgültig hinter ihm, obwohl mir bei all den Beobachtungen angst und bange geworden war. Ich konnte nur ein Stoßgebet zum Himmel schicken, er möge meinen Kaplan mit Blindheit schlagen. Ganz allein von der Angst, die ich ausgestanden, hätte mein Magen zu knurren angefangen. Und kaum war mein Herr aus dem Hause, stürz' ich mich auf den Koffer und zähle nach, ob er sich doch vielleicht zu meinen Gunsten geirrt habe. Aber nein, es stimmte ganz genau. Da war nichts zu holen. Nun, so drückte ich wenigstens die Brote, eins nach dem andern, an mein Herz und küßte sie und schleckte sie ab, und das bißchen Mehl, was dran hing, schmeckte mir süßer als Honig. Von dem halben Laib aber traute ich mir doch ein ganz dünnes Scheibchen abzuschneiden. Tränen der Freude und der Entsagung im Auge, machte ich dann den Koffer sorgfältig zu.

Wie ganz anders hatte ich mir doch die Tage schon vorgestellt. Statt wenigstens täglich ein Brot für den Hunger zu haben, hatte ich von nun an nichts für den Hunger, als den Anblick eines Koffers voll Brote.

VIII. Lazarillos nächtlicher Broterwerb mit Fingernägeln

Laß dich nur nicht unterkriegen!“ Das war meine Parole. Den alten Koffer hatte ich mir außen und innen oft genug angeschaut, als daß ich nicht hätte erkennen müssen, er wäre reichlich alt und gebrechlich. So half das Auge dem Magen und gab mir einen guten Weg. — Ich war dem Verhungern nahe und mußte mir helfen. Wie leicht konnten Mäuse durch eines der Löcher kommen und die Brote vor mir auffressen. Denen mußte ich zuvorkommen und der Alte sollte nur denken, die Mäuse wären dagewesen.

Also, ich nahm vorsichtig ein Brot her, nagte mir mit den Fingernägeln, wie die Mäuse mit den Zähnen, einen Haufen Krumen zusammen und schob dann mit Behagen die volle Hand in den Mund. Erst kam das eine Brot dran, dann das andere. Ich ließ jedoch genug Krumen im Koffer, um dem Kaplan deutlich zu zeigen, wie bös die Mäuse im Koffer gehaust hätten. Mir aber war wieder einmal geholfen. Und ich hatte meine Sache so fein gemacht, daß mein Kaplan sofort beim Öffnen des Koffers ausrief: „Ach, schau nur, Lazarillo, wie die Mäuse diese Nacht in unsern Broten gehaust haben.“

Ich tat ganz erstaunt und dumm und wollte nicht recht begreifen, wie die Mäuse nur in einen so dicken Koffer kommen könnten. „Ja,“ sagte er ganz gescheit, „wenn die Mäuse rabiat vor Hunger sind, nagen sie selbst den Teufel an.“

Ich hätt' ihm gern gesagt, „ja wen der Geiz zum Teufel macht, den sollten die Mäuse umbringen“, doch ich tat nicht dergleichen.

Beim Essen hatte ich noch einen Vorteil meiner Erfindung: Er gab mir viel mehr Brotschnitte als sonst, und außerdem all das, was er rings um die abgenagten Stellen der Brote sorgfältig ausgeschnitten hatte. „Iß nur tüchtig, Lazarillo, brauchst dich nicht zu ekeln, die Mäuse sind gar saubere Tierchen.“ Und ich ekelte mich wirk-

lich nicht und freute mich der tüchtigen Arbeit meiner Fingernägel! So gut mir's schmeckte, so unruhig war mein Kaplan bei der ohnehin immer kurzen Mahlzeit. Er suchte die Wände nach alten Nägeln ab, zog sie behutsam aus der Wand, suchte kleine Holzstückchen zusammen, brachte den Hammer herbei und ging zum Koffer, um jede Ritze, jedes Loch fest zuzunageln.

Das also hatte ich erreicht. Kein Loch der Hoffnung blieb mir übrig. Nirgends konnten die Mäuse in den Koffer. Alle meine Mühe war umsonst. Im Gegenteil. So erfinderisch ich war, hatte ich mir doch nur jeden Weg zur Rettung versperrt.

Er aber war froh und fühlte sich nun sicher vor jeder Maus. Beruhigt verließ er das Haus, ich öffnete rasch den Koffer, freilich mit ganz anderen Gefühlen als vordem. Immerhin schabte ich mir wenigstens etwas von den Broten ab, die mein Kaplan so sauber ausgeschnitten hatte.

IX. Das Versagen der Mausefalle. Lazarillos Käsezulage

Not macht erfinderisch. — Der Hunger plagte mich am Tage und ließ mich nachts nicht schlafen. So lag ich wieder einmal schlaflos auf dem Stroh und meine Gedanken verbohrten sich ordentlich in den Brotkoffer. Mein Alter aber schnarchte.

Da schlich ich mich wie ein Verliebter zu meinem Schatz, nahm ein altes Messer und suchte nun das mit dem Holz des Koffers zu tun, was ich zuvor mit den Broten getan. Ich schabte und schnitzelte und bohrte so lange an einer Ecke der morschen und wurmstichigen Bretterkiste, bis ein Loch entstand, gerade groß genug für eine kleine Maus. Nun schloß ich die Kiste auf, langte nach den Broten, behandelte sie wieder in der bewährten Weise wie die Mäuse und schob so viel Krumen in den Mund, als ich nur in der kurzen, bangen Zeit erwischen konnte. Dann huschte ich wieder leise in mein sogenanntes Bett und schlief bald ein.

In aller Frühe weckte mich ein fürchterliches Toben des Alten. Er hatte das Unheil entdeckt, das dem Koffer über nacht widerfahren war und war über die Frechheit der Mäuse, oder wie er nun vielmehr glaubte, der Ratten, außer sich. Er versicherte aber, noch nie Ratten oder Mäuse im Hause bemerkt zu haben und er wußte wohl nur zu gut, daß in dem Hause auch die kleinste Maus nichts zu nagen und zu beißen finden konnte.

Aber er suchte doch wieder Holz, Nägel und Hammer und machte das Loch wieder fest zu. In der Nacht bohrte ich an andrer Stelle ein Loch, nagte mir meine Ration wieder zusammen und auf diese Weise schaffte eine Zeit lang jeder dem andern immer neue Arbeit. Ich schaffte mir des Nachts Brot und ihm Arbeit für den Tag.

Nach und nach wurde ihm die vergebliche Arbeit doch unerträglich, der Koffer wurde überdies von Tag zu Tag schlechter, es war bald

eine Flickerei an der andern, was sollte daraus noch werden? Für einen neuen Koffer hatte der Kaplan kein Geld, also mußte der alte unbedingt irgendwie erhalten werden.
Jetzt ging er auf die Suche nach einer Mäuse- oder Rattenfalle. Die Nachbarinnen gaben ihm eine her, er erbettelte sich dazu noch einige Käsereste und stellte nun die Falle in die alte Kiste hinein, voll sicherer Erwartung auf den guten Fang am andern Morgen.
Für mich war das ein gefundenes Fressen, ich konnte mir mit dem Käse meine Brotkrumen doch etwas schmackhafter machen. So etwas Gutes kannte ich schon lange nicht mehr.
Mein Alter war dagegen am andern Morgen bei der Revision des Koffers gar bitter enttäuscht. Der Käse war aufgefressen, die Falle war leer, die Brotlaibe aber waren genau so angenagt wie bisher. Da sollte der Teufel wissen, wie das zuging.
Er lief zu den alten Weibern nebenan, zeigte ihnen ganz betrübt die leere Falle und fragte sie um Meinung und Rat. Sie waren erst sprachlos, es kam ihnen ordentlich unheimlich vor, und sie behaupteten, in dem Hause ging's nicht mit rechten Dingen zu. Endlich aber rückte das älteste der Weiber mit der Sprache heraus. Sie erinnerte sich, zu Lebzeiten des alten Kaplans, öfter eine Schlange in dem Hause gesehen zu haben. Wahrscheinlich wäre diese jetzt wieder am Werke. Das leuchtete allen ein, konnte doch nur eine Schlange aus der Falle den Käse geholt haben, ohne sich zu fangen. Auch konnte nur eine Schlange so unhörbar solches Unheil im Koffer angerichtet haben.

X. Eine Schlangenjagd und des Rätsels schlimme Lösung

Für meinen Herrn war's jetzt ausgemacht, daß eine diebische Schlange im Hause sein müßte. Nun tat er nachts kein Auge mehr zu. Er stellte sich einen Prügel ans Bett, und wenn nur ein Holzwurm sich hören ließ, sprang er auf, lief zum Koffer und schlug wie verrückt nach der Schlange, die er schon gehört und gesehen haben wollte.

An Nachtruhe war gar nicht mehr zu denken. Oft wurden sogar die Nachbarn so von dem Poltern erschreckt, daß sie herübergelaufen kamen. Das wär mir alles gleich gewesen, wenn er nur mich bei den Schlangenjagden in Ruhe gelassen hätte, aber wenn er trotz allen Zuschlagens die Schlange nicht erwischt hatte, kam er an mein Lager und durchwühlte das ganze Stroh, weil er glaubte, die Schlangen suchten gern die Wärme auf.

Man kann sich denken, wie ich über all die Aufregungen und all das Gerede von den gefährlichen, diebischen Schlangen und ihren Gewohnheiten lachen mußte, wenn nur nicht die Sache die größten Nachteile für mich gehabt hätte. Natürlich konnte ich nicht mehr daran denken, nachts den Koffer zu öffnen, kam der Alte doch so und so oft des Nachts an mein Strohbett während ich schlief oder wenigstens so tat, als ob ich schlief; denn er wollte wissen, ob ich nicht etwa die Schlange in meinem Bett gefühlt, gehört oder gesehen habe. Ich tat natürlich, als ob ich mich am allermeisten vor der Schlange fürchte und am allerfrohesten wäre, wenn ich sie endlich einmal erwischte. In Wirklichkeit hatte ich aber bei den fast allnächtlichen Durchsuchungen meines Strohlagers um nichts solche Angst, als um meinen Geheimschlüssel. Mir trat der Angstschweiß auf die Stirn, wenn ich nur daran dachte, der Alte würde einmal den Schlüssel bei mir finden. Am Leibe durft ich so etwas nicht tragen, denn oft fiel's ihm ein, meine

Taschen und Kleider bis auf die letzte Falte nach Geld oder Leckerbissen zu untersuchen. Was blieb mir anderes übrig, als den Schlüssel nachts in den Mund zu stecken? Das machte mir nicht viel aus, hatte ich mich doch bei dem blinden Geizhals daran gewöhnen müssen, einen ganzen Haufen Kleingeld in den Backen aufzubewahren. Sogar essen konnte ich mit Geld im Munde.

Ich glaubte mich also ganz sicher, seitdem ich den Schlüssel im Munde trug. Aber noch keiner kam dem Unglück aus, das für ihn bestimmt ist und diesmal sollte ich es sogar selbst herbeirufen.

Weiß der Kuckuck wie das zuging: eines Nachts mußte sich der Schlüssel in meinem Munde grade so verschoben haben, daß beim Schnarchen ein nicht sehr lautes, aber doch durchdringendes Pfeifen hörbar wurde.

Das muß meinen Herrn aufgeweckt und herbeigerufen haben. Er glaubte natürlich, das Zischen und Pfeifen käme von der verfluchten Schlange. Jedenfalls nimmt er den großen Knüppel in die Hand, tappt im Dunkeln auf mein Lager zu, verläßt sich ganz allein aufs Gehör und haut nun so fest wie er kann, grad auf meinen Kopf, daß mir Pfeifen, Hören und Sehen verging.

Erst nach einigen Tagen hörte ich von ihm selbst, wie sich diese Geschichte zugetragen. Nach dem Schlag mit dem Prügel war ich bewußtlos zusammengebrochen, er rief mich vergeblich beim Namen, schüttelte mich, ich blieb leblos, schien tot zu sein. Er fühlte endlich das nasse Blut, das mir vom Kopf herunterrieselte und holte eine Laterne, um mir grad ins Gesicht zu leuchten.

Da sieht er aus meinem Munde so etwas wie den Bart eines Schlüssels hervorragen, er zieht ihn heraus und — erkennt sofort meinen Geheimschlüssel zu seinem Koffer.

Als ich endlich nach drei Tagen vollends zu mir kam, hockte ich auf meinem Stroh, das voll von geronnenem Blute war, alte Weiber stan-

den um mich herum und legten mir Pflaster und Binden um den Kopf, und nach und nach genas ich vom Tode.
Der Kaplan aber hörte nicht auf, die ganze Geschichte immer wieder und lang und breit zu erzählen, wie ich's eben kurz getan. Für Spott hatte ich nicht erst zu sorgen, wenn der Alte den Leuten lachend sagte: „So, jetzt hätten wir also die verfluchte Maus, die unheimliche Schlange, die mir meine Brote und meine Kiste so zernagt hat."
Die Weiber aber hatten Mitleid mit mir, ich bekam von ihnen wenigstens etwas zu essen und brauchte keinen Schlüssel mehr. —
Aber so wie ich wieder aufstehen und gehen konnte, nahm mich der Kaplan bei der Hand, schob mich zur Haustür hinaus und sagte: „Na, Lazarillo, nun mach, daß du weiter kommst. Ich kann einen so gerissenen Burschen nicht brauchen. Geh' aber wieder zu einem, der nichts sieht." Und er schlug das Kreuz hinter meinem Rücken, wie hinter dem Teufel, machte die Tür zu, und ich stand wieder einmal, ohne einen Kreuzer in der Tasche, auf der Straße.

XI. Lazarillo dient einem Herrn in prächtiger Kleidung

Was blieb mir anderes übrig, als weiter zu gehen?
Meine vielen Wunden auf dem Kopf weckten Mitleid, und so bettelte ich mich nach und nach durch bis zur schönen Stadt Toledo. Meine Wunden heilten mir fast zu schnell, denn je weniger man davon sah, um so weniger half mir mein Betteln. Ich mußte mich Nichtsnutz, Tagedieb, Landstreicher schimpfen lassen und manchen Puff und Hieb ertragen. — Aber was für eine Arbeit sollte ich suchen?
Es graute mir davor, mich wieder solch armen Schluckern und Geizhälsen zu verdingen, und im weiten Bogen ging ich um jede schäbige Gestalt. Ich suchte jetzt etwas Höheres. Da sah ich einen recht noblen Herrn, eingehüllt in seinen prächtigen Mantel, den breiten Federhut in die Stirn gedrückt, so voll Eitelkeit und Stolz daherkommen, daß ich fast in die Knie sinken wollte. Die Degenspitze blinkte golden hinterm Mantel hervor und der martialische Schnurrbart verriet mir ganz gewiß den großen Edelmann. Wie ich mir nun ausmale, wie schön das sein müsse, so einem reichen und vornehmen Herrn zu dienen, geruht er schon mich anzusprechen, als ob er meine Gedanken erraten hätte. Hatte er mir vielleicht die stille Bewunderung angesehen oder gefühlt, daß wir füreinander geschaffen?
„Suchst du etwa einem Herrn zu dienen, so folge mir," sagte er mir gleichgültig von oben herab. Und ganz voll vom Selbstbewußtsein reicher Leute sagte er noch: „Du armer Schlucker, hast gewiß heut ein besonders feierliches Gelübde getan, daß dir ein solches Glück widerfährt, gerade bei mir zu dienen."
Ich war ganz sprachlos vor Glück und Verlegenheit und folgte dem so fein gekleideten Edelmann, wie er mir gesagt, in respektvoller Nähe, so daß jeder gleich sehen sollte, ich sei sein Diener. Und ich kam mir selbst schon ganz fein vor und reckte mich ordentlich, wenn

wir an den Ständen vorbeikamen und die Hökerinnen uns anstaunten und nachgafften. Freilich hatte ich einen fürchterlichen Hunger, aber so sehr mein Magen auch knurrte und nach all dem schönen Obst, Gemüse, Brot, Kuchen, Fleisch in den Auslagen lechzte, so war ich doch ganz beruhigt und glücklich bei dem Gedanken an das üppige Mahl, das sich gewiß mein Herr daheim schon bestellt hatte.

Denn mein Herr hatte von Hunger wohl überhaupt keine Ahnung. Voller Andacht trat er im Dom ein und rührte sich nicht eher vom Platze, als bis die Messe aus war. Dann erst ging's weiter und mit meinem Hunger wuchs nun die Neugierde auf den Palast meines Edelmanns. Ich hatte mir die Morgenpromenade so großer Herren etwas anders vorgestellt, glaubte, die würden überall das Beste einkaufen, aber ich hatte ja nicht bedacht, daß solche Einkäufe Sache des Küchenchefs sind. Deshalb nahm ich mir jetzt schon vor, mich mit dem Küchenherrn recht gut zu stellen, und das Wasser lief mir im Munde zusammen, wenn ich an all die feinen Speisen und Getränke dachte, die auf mich warteten. Inzwischen war's ein Uhr geworden, ich war todmüde, aber meinem offenbar wohlgepflegten Herrn hatte der lange Weg nichts gemacht.

Jetzt blieb mein Herr vor einem ganz schlichten Hause stehen, schlug mit Grandezza seinen Mantel zurück, legte ihn auf den Arm, zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Haustür. War das sein Haus? Wir traten ein. Der Hausgang war finster. Man sah in einige leere Zimmer; hinten war ein bescheidener Hof. So düster das Haus, so düster wurde meine Stimmung. Aber noch dachte ich, wir seien im verschwiegenen Absteigequartier des Edelmannes und ich machte mich auf Überraschungen gefaßt.

Oben in seiner Kammer legte er ganz feierlich seinen Mantel ab, prüfte meine Finger, ob sie sauber wären, dann erst durfte ich den Mantel anfassen und mit ihm von Staub rein machen. Dann wurde er von

uns beiden, feierlich wie ein Krönungsmantel, in die Falten gelegt und in eine Art Truhe, die als Bank diente, versenkt.
Jetzt erwartete ich das Essen. Aber statt dessen fragte mich mein edler Herr des langen und breiten, woher ich käme, wie ich nach Toledo gekommen wäre und ich weiß nicht, was noch. Ich machte die Antwort so kurz wie möglich, log, was mir grad einfiel, denn ich konnte meinem Hunger kaum standhalten, viel weniger seinen langen Reden.

XII. Die Kunst zu hungern und doch großartig zu tun

Mittlerweile war's zwei Uhr geworden und noch rührte sich nichts im Hause, das wie eine Vorbereitung aufs Essen aussah. Alles war mäuschenstill, kein Teller klapperte, kein Diener war zu hören, das ganze Haus schien von allen Lebewesen verlassen. Die Wände kahl, kein Stuhl, kein Vorhang, kein Tisch, keine Schüssel, kein Löffel war im ganzen Hause zu sehen.

Und da fragt mich mein Ritter auf einmal: „Du hast doch wohl schon gegessen, mein Sohn?" — Und ich antwortete: „Wo und wie sollte ich das getan haben? Seit acht Uhr morgens folge ich Euch doch!" — „Ach," sagte mein Ritter ganz verträumt, „als ich dich traf, hatte ich grad mein Frühstück eingenommen. Das war so reichlich, daß ich bis zum Abend nichts zu essen brauche. Und so mache ich es meist. — Gedulde dich also auch, so gut es geht, bis zum Abendessen."

Bei solchen Worten fühlte ich mich wie vom Schlag getroffen. Den Hunger hatte ich wohl vor Schreck vergessen, aber die neue furchtbare Enttäuschung machte mich halb tot.

Gleichwohl beherrschte ich mich und sagte mit ordentlich froher Gelassenheit: „Ihr müßt wissen, edler Herr, ein Bursche, wie ich, fragt, Gott sei Dank, nicht nach Essen und Trinken. Deshalb haben mich auch alle meine Herren lieb gewonnen und mit ihrer Güte ausgezeichnet."

Das war Wasser auf die Mühle meines neuen Herrn. Er rühmte meine Enthaltsamkeit und wurde ganz zärtlich: „Nur die Schweine fressen sich voll, Mäßigkeit aber ist das Kennzeichen edler Herren."

Bei mir freilich verfluchte ich die Tugenden meiner Herren, die sich den Teufel drum kümmern, wenn ihre Diener vor Hunger verrecken. Dabei fühlte ich in den Falten meiner Tasche einige Brotreste, schlich mich in einen Winkel des Hofes und nahm einen Happen davon. Gleich hatte er es bemerkt und fragte mich, was ich denn äse. Noch mit

vollem Munde zeigte ich ihm die Reste eines Brotlaibes, der mir noch vom Betteln geblieben, und er schnitt sich gleich eine Scheibe davon als Kostprobe ab: „Ei, wie gut das Brot doch schmeckt. Wo hast du das her, hoffentlich von ehrlichen Leuten?“

„Ach, ich hab' nicht lang gefragt, mir schmeckt's, wie Ihr seht.“

Und nun aß er eine Scheibe nach der andern und ich sah's ihm an, daß er wer weiß wie lang schon nichts zwischen den Zähnen gehabt hatte. — Kaum begonnen, war unsre Mahlzeit auch schon vertilgt.

Das also war das erste Mittagsmahl beim Edelmann.

Alle Krumen, die auf den Boden gefallen, suchte er sorgfältig zusammen, dann brachte er einen henkellosen Krug herbei, trank nur ein wenig davon und bot auch mir großmütig zu trinken an.

Höflich und mäßig, wie das meine Art, dankte ich ihm und sagte: „Ich trinke keinen Wein, mein Herr.“ „Ach, trink nur, zier dich nicht so, es ist ja nur Wasser.“ Da nahm ich den Krug und tat, als ob ich draus trinke — denn der Durst war's gewiß nicht, der mich so quälte.

Vorm Dunkelwerden lehrte mich mein armer Edelmann mit vielen, großen Worten und Umständlichkeiten das Bett machen. Das stand im Alkoven und war eigentlich nichts weiter als ein elendes Gestell von zwei Balken, auf dem so etwas wie Sprossen einer Leiter lagen. Der Sack, der darauf lag, hatte so wenig Streu, daß man die Sprossen der Leiter durchsah, wie die Rippen bei einem elenden Klepper. Damit ja nichts von der Streu noch verloren ging und damit ich mir wohl bewußt wurde, daß sich's um das Lager eines gar vornehmen Herrn handelte, wurde das Bettmachen eine lange, feierliche Zeremonie. Als Kopfkissen diente alte Wäsche, die vielleicht vor langer Zeit einmal weiß gewesen sein mochte.

Nach meinem Magen zu schließen, war's nun aber höchste Zeit zum Abendessen. Auch mein gnädigster Herr schien daran zu denken und sagte gütig: „Weißt', Lazarillo, bis zum Markte ist's gar weit und die

Straßen sind nachts unsicher. Ich habe leider keine Speisen im Hause, weil ich keinen Diener hatte zum Einkaufen. Doch, ich denke, wir halten's bis morgen früh schon mal aus, bald wird die Nacht verschlafen sein, dann werden wir's uns, mit Gottes Hilfe, gut schmecken lassen."
Wieder nahm ich die Miene des wahren Helden an und sagte entschlossen: „Gnädiger Herr, sorgt Euch nicht zu gütig um mich, ich bin imstande, sogar mehr als eine Nacht zu hungern." Das hörte er mit sichtlichem Behagen; er rühmte meine Gesundheit und sagte mir ein langes Leben voraus, denn nur wer mäßig lebe, könne alt werden. Herr Gott, dacht' ich bei mir, dann sterb' ich überhaupt nie, wenn's mit Mäßigkeit und Magenknurren so weiter geht.
Nun gingen wir ins Bett. Mein Herr nahm Beinkleider und Wams als Bettdecke und ich mußte mich zu seinen Füßen legen.
An Schlafen war nicht zu denken, denn bei der ewigen Hungerleiderei hatte ich nicht das geringste Fleischpolster, um meine Knochen. Von den Sprossen unter dem Strohsack fühlte ich mich wie mit Knüppeln geschlagen, und als ich gegen Morgen einmal einnickte, narrte mich gar der Traum, ich läge am Fuße der Himmelsleiter. Ich traute mich die ganze Nacht kaum zu rühren, um nicht meinen Herrn zu wecken und hatte Zeit genug, mein Schicksal zu verfluchen.
In aller Frühe erhob sich mein Herr vom Lager. Er machte seine Kleider so sauber wie möglich, zog sie sich an, als ob es köstlichste Festgewänder wären, ich mußte ihm etwas Wasser für die Hände bringen, dann glättete er sich mit Wasser die Haare und schnallte sich mit unnachahmlicher Würde den Degen um. Dabei konnte er nicht Worte genug finden über die Vortrefflichkeit seiner Degenklinge, die ihm um alles Gold in der Welt nicht feil wäre. Einen besseren Stahl gäb's nirgends, er wäre damit imstande, ein Haar in der Luft zu spalten. Das soll ein Kunststück sein, dacht ich bei mir, gebt mir nur ein Vierpfundbrot her und meine Zähne werden's im Nu zerbeißen.

Sowie er den Degen an der Seite fühlte, nahm er die stolzeste Haltung an, die sich denken läßt. Gemessen und erhobenen Hauptes schritt er einige Male, wie ein Feldherr vor seinen Truppen, ja wie ein König vor dem knienden Volke, an mir vorüber, wendete sich mit gnädigem Gruße zur Türe und ging zur Messe.

Vorher hatte er mir befohlen, die Tür immer gut zu schließen, damit uns ja nichts gestohlen würde. Den Hausschlüssel sollt ich über den Türbalken legen, damit er sich selbst die Tür öffnen könne.

Wer meinem Herrn jetzt begegnete, mußte ihn unbedingt für einen reichen Herrn halten, der köstlich in fürstlichem Himmelbett geruht, dessen joviale Miene vom üppigen Nachtmahl und Frühstück beredtes Zeugnis gab. — Wer sollte denn ahnen, daß dieser noble Herr ein armer Teufel, ärmer noch als Lazarillo, der sich ernährt vom erbettelten Brote, das Lazarillo, sein Knecht, Tag und Nacht in seinen schmutzigen Taschen herumgetragen?

Großer Gott, manchem kannst du nicht besser helfen als mit einem schönen Mäntelchen, denn die Welt will betrogen werden.

XIII. Verfehlte Versuche den Gesättigten zu spielen

Ich schaute meinem Herrn nach, bis er an der Straßenecke verschwunden war und durchsuchte dann das ganze Haus. Aber es war einfach nichts darin zu sehen und zu finden. Nun nahm ich den Krug, um ihn am Bach zu füllen.

Da seh ich in einem benachbarten Garten meinen Herrn. Er tänzelte wie ein höfischer Galan um einige jener sorglosen und weitherzigen Frauenzimmer, die nichts weiter zu tun haben, als den Männern die Lust zum Weibe und das Geld zu stehlen. Der stolze Herr hielt höflich vor den frechen Dirnchen den Hut in der Hand und ich hörte ihr freches Plaudern und Scherzen. Offenbar hielten sie meinen Herrn für einen, der eben vom reichlichen Frühstück komme und dessen Taschen unerschöpflich für ihr Begehr. Aber sie mochten ihn bald durchschaut haben, ich merkte, wie sie ihn stehen ließen, hörte, wie sie ihn auslachten und ihm schmutzige Worte nachriefen. Sie waren wahrscheinlich seinen Kassenverhältnissen auf den Grund gegangen, denn schier blaß und ernst ging mein Herr von den Dirnchen weg. Unterdessen hatte ich im Garten an einigen alten Kohlstrünken geknappert und eilte ins Haus zurück, denn ich dachte, mein Herr käme wohl gleich mit Frühstücksbroten heim. Aber ich wartete vergeblich. Als mein Herr um zwei Uhr immer noch nicht daheim war, konnt' ich's vor Hunger nimmer aushalten, lief hinaus und nahm jenes Handwerk wieder auf, das ich noch früher gelernt hatte als das Gehen.

Mit dem Korb unterm Arm ging ich von Tür zu Tür betteln, und da ich alle Schliche, die mir mein Meisterlehrer, der Blinde, beigebracht, vorzüglich beherrschte, hatte ich trotz aller Knausrigkeit der hiesigen Leute in einigen Stunden vier gute Pfund Brot schon vertilgt und zwei andere Pfund in den Taschen, obendrein aber etwas Besonderes: Eine Frau, die grad mit dem vollen Korbe aus dem Metzgerladen trat, hatte

mit meinen Tränen Mitleid gehabt und mir eine Ochsenklaue und Rindskaldauen geschenkt.
Glücklich eilte ich heim. Er ging mir entgegen, ich sagte ihm offen, ich wäre betteln gegangen und zeigte ihm den Korb. Sein Gesicht strahlte, doch verbarg er seinen Hunger und tat, als ob ihm die reiche Ernte nichts anginge: „Das freut mich für dich. Ich nämlich hab' inzwischen gegessen. Wenn du aber wieder mal bettelst, laß dir ja nicht anmerken, daß du in meinen Diensten stehst. Gott sei Dank, bin ich hier noch wenig bekannt, du kannst es also ganz leicht verheimlichen." „Ach, mein gnädiger Herr," beruhigte ich ihn, „die Leute haben anderes zu tun, als mich zu fragen, wem ich diene, und ich suche sie nicht auf, um mit ihnen zu plaudern."
„Na, so mach dich nur ans Essen, Lazarillo, hoffentlich geht's uns bald besser. Jetzt bin ich nun mal in einem Unglückshaus, aber ich bleib' keinen Monat mehr hier wohnen, und wenn man mir das ganze Haus schenken wollte."
Ein armer Teufel war mein Edelmann ganz gewiß, denn einmal fand ich im Bett seinen Geldbeutel und schaute hinein, da war aber auch nicht ein roter Heller darin, und das Leder sah so aus, als ob seit Jahren nichts darin gewesen wäre. — Wie viele mag's wohl geben, die eben so großartig tun und keinen Groschen in der Tasche haben? Von jetzt ab halte ich nicht mehr alles für Gold, was glänzt.
Nun machte ich mich übers Essen. Ich nahm den Korb auf den Schoß und aß daraus ohne alle Umstände.
Die Augen meines guten Herrn, der schon zu Mittag gespeist haben wollte, wurden immer größer und hungriger. Doch ich tat nicht dergleichen. Wozu auch? Ich traute mir doch nicht, ihn einzuladen, und tat, als ob ich den ganzen Morgen noch keinen Bissen in den Mund gebracht hätte. Stolz tänzelte er vor mir hin und her, ließ mich aber kaum aus den Augen und sagte endlich: „Lazarillo, ich hab' noch nie

einen Menschen auf der Welt gesehen, der mit solcher Grazie gegessen wie du. Selbst der Übersättigste muß noch Hunger bekommen, wenn er dich essen sieht.“ Aha, dacht ich bei mir, ich glaub' gern, daß dir vor lauter Hunger das Wasser im Munde zusammenfließt. Nun wollt' ich ihm aus Mitleid auf die Sprünge helfen und sagte: „Der Appetit kommt beim Essen. Das Brot ist ausgezeichnet und die Ochsenklaue ist so weich und so fein gewürzt....“ Da fiel er mir schon ins Wort: „Was? Eine Ochsenklaue? Ja, was Köstlicheres kenne ich überhaupt nicht, weder Rebhuhn noch Fasan esse ich so gern.“ Also bot ich ihm ein Stückchen an: „Probiert nur, Ihr werdet zugeben, daß das ein königliches Mahl.“

Nun ließ er sich neben mich nieder und verschlang das Stück, das ich ihm gegeben. Am liebsten hätte er den Knochen gleich mitgegessen. „Nur noch Knoblauchragout fehlte dazu, doch hat mir's so geschmeckt, als ob ich den ganzen Tag nichts zu mir genommen hätte.“

So lebte ich vierzehn Tage mit dem Kavalier ganz schön zusammen. Er ging den lieben langen Tag in den Straßen stolz spazieren, wie ein Herr, der alle Tafelsorgen seinem Küchenchef überläßt, ich aber ging von Haus zu Haus und bettelte für uns beide das Nötigste zusammen. Eigentlich bös konnte ich meinem Herrn nicht sein, wenn mich auch mein Schicksal betrübt machte: Erst ging mir's schlecht, weil mir zwei Geizhälse nichts zu essen gaben, nun war ich bei einem, dem ich zu essen geben mußte und für den ich deshalb oft hungerte.

XIV. Das gestörte Mahl. Ein begreifliches Mißverständnis

Um die dumme Eitelkeit meines Herrn kümmerte ich mich nicht mehr. Ich wäre in dem Bettelhause des Edelmannes ganz zufrieden gewesen, wenn's nicht noch schlimmer gekommen wäre.
Infolge der Mißernte des Jahres kam eine Verordnung heraus, daß jeder arme Fremde innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen müsse, unter Androhung von Prügelstrafe.
In den nächsten Tagen sah man nichts als ganze Haufen von Bettlern, die mit Stockhieben aus den Straßen der Stadt vertrieben wurden.
Ich traute mir mit keinem Schritt mehr auf die Straße und um Brot zu betteln. Mäuschenstill verhielten wir uns im Hause und hatten drei Tage lang nicht das geringste zu essen. Endlich retteten uns einige arme Nachbarinnen das Leben, sie gaben mir wenigstens so viel, daß wir nicht Hungers starben. Mein Herr aber blieb seinem alten Komödienspiel treu: Er stellte sich mit seiner klapperdürren Gestalt gern zu jenen Stunden, da andere Leute ihre Mahlzeit gehalten hatten, in die Haustüre und stocherte mit der unnachahmlichen Miene des Gesättigten in den Zähnen herum, obwohl's da doch schon tagelang nichts herauszustochern gab. — Übrigens schob er dem düsteren Haus die ganze Schuld an seinem Unglück zu, und immer häufiger sprach er von seiner baldigen Abreise.
Eines schönen Tags aber kam mein Herr, weiß Gott durch welche Umstände, in den Besitz eines Zwanzigers. Ganz außer sich vor Freude zeigte er mir das Silberstück und tat, als ob er nun die ganze Welt kaufen könne.
„Gleich lauf zum Markte, Lazarillo, das Schicksal wendet sich! Kauf Brot, Fleisch, Wein, Kuchen. Jetzt soll's uns mal gut gehen. Überdies habe ich ein anderes Haus gemietet und wir bleiben nur noch bis zum Letzten in diesem verhexten Gemäuer. Mach schnell und komm bald

heim zum königlichen Mahle.“ Ich nahm Korb, Geld und Krug und laufe berauscht vor Freude dem Markte zu.
Kaum war ich aber aus dem Hause und rechne mir an den Fingern ab, was ich für das Geld alles kaufen könnte, da renne ich fast in einen Leichenzug hinein, so daß ich erschrak und alle Freude vergaß.
Der Bahre folgte mit jämmerlichem Geschrei die Witwe. Sie klagte und schrie: „Ach, mein armer Gatte, wohin wird man euch tragen? Ach, man trägt euch in jenes düstere, unglückliche Haus, wo niemals Speise oder Trank.“
Ich verstand darunter nichts anderes, als unser düsteres Haus; Furcht und Schrecken ergriffen mich, ich bildete mir bestimmt ein, man wolle den Toten in unser Haus tragen, lief so schnell als möglich nach Hause, um dieses Schreckliche dort zu verkünden, verriegelte die Tür und bat meinen Herrn flehentlichst, dem Toten den Eintritt zu verweigern.
Mein Edelmann verstand aber offenbar nicht, was ich meinte, hielt mich für ganz verwirrt und ich mußte ihm nochmal den Vorgang erzählen: „Dort oben an der Straße traf ich den Leichenzug und hörte ganz genau, wie die Witwe des Toten deutlich sagte: ‚Ach Gott, nun tragen sie meinen Gatten in jenes düstere Haus, wo man weder ißt noch trinkt‘ — und seht, sie kommen schon grad auf unser Haus zu.“
Mein Herr aber lachte aus vollem Hals und hielt sich den Bauch und konnte kein Wort reden, während ich noch immer bei der verriegelten Haustür stand, fest entschlossen, niemanden ins Haus zu lassen.
Endlich war der Zug des Toten an unserm Haus vorübergezogen und mein Herr, den inzwischen das Lachen schier satt gemacht hatte, erklärte mir, wie das Gejammere zu verstehen sei. — Ich wartete aber doch bis der Leichenzug ganz aus der Straße verschwunden war, eilte erst dann schleunigst auf den Markt, kaufte Brot und Fleisch und Wein, und das Mahl, das wir dann uns bereiteten, war das erste in diesem verwünschten Hause, das uns beide satt gemacht.

XV. Der Junker predigt Ehre und sucht Kleingeld

Als mein Herr einmal bei guter Laune war, erzählte er mir allerlei von seiner Heimat, und was er von der Ehre halte.

Er habe seine altkastilische Heimat verlassen müssen, weil er eine gewisse Erniedrigung nicht ertragen könne und dürfe; sein benachbarter Edelmann nämlich habe ihn nie zuerst grüßen wollen. Als ich ihm sagte, das sei nicht so schlimm, wenn der Nachbar höher im Range stände, hielt er mir eine große Rede über seine Ehransprüche.

Ich hätte, trug er mir nachdrücklich vor, keine Ahnung von den Begriffen der Ehre und des Stolzes, die heutzutage oft der einzige Reichtum eines Edelmannes seien. „Und wenn mir ein Fürst begegnete, träte ich lieber in ein Haus, um nicht zuerst grüßen zu müssen. Ich vertrage keine Demütigung, und ein altkastilischer Edelmann ist, außer Gott und dem König, niemandem Ehre schuldig. — Als mir einmal ein Offizier ‚Grüß Euch Gott' zurief, hätte ich ihn fast geschlagen. ‚Ihr glaubt wohl,' rief ich ihm zu, ‚ich sei ein Bauernlümmel wie Ihr. Nehmt Euch nur in acht.' Und, — wenn der mich später von weitem sah, nahm er schon den Hut ab und begrüßte mich, wie mir's zukommt, mit einem ‚ganz ergebenster Diener'."

Mein gnädigster Herr konnte gar kein Ende zu solchen Geschichten finden, und er lachte mich aus wie einen Tölpel, als ich ihm sagte, ich verstände nicht, wie man einen freundlichen Gruß für eine schlechte Sitte halten könne.

Aber zur Begründung seiner Ehransprüche erzählte er mit großer Weitschweifigkeit von seinen Besitzungen: Nur wenige Meilen von Valladolid besäße er Grund und Boden, darauf man die schönsten Häuser bauen könne, auch gehöre ihm ein Taubenschlag, der freilich zurzeit zerstört sei, aus dem könne er jährlich wenigstens zweihundert Tauben ziehen. „Und außerdem gehören mir noch so viele Dinge,

die ich gar nicht aufzählen kann, aber ich mußte mich von ihnen trennen, um meiner Ehre nichts zu vergeben."
Wie er noch immer diese Rede hielt, trat unser Hausbesitzer mit einer alten Frau ein. Er verlangte die Miete für das Haus, und die Alte die Miete für das Bett. Obwohl nun die Rechnung mehr machte, als mein Herr in einem ganzen Jahre hätte herbeibringen können, fand er sie doch in Ordnung und ging aus dem Haus, um sein Gold zu wechseln. Er ging — aber er kam nicht wieder. Am Abend war er noch nicht vom Wechseln zurück. Die Gläubiger hatten so lang nicht warten wollen, kamen aber auch am Abend vergeblich.
Mir wurde unbehaglich zumute, wollte nicht allein schlafen, ging zu den Nachbarn und erzählte alles. Als andern morgens die Gläubiger kamen, war das Nest leer. Ich wurde herbeigeholt und sollte sagen, wohin mein Herr gegangen wäre. Ich wußte von nichts.
Nun liefen die Gläubiger zur Polizei, die öffnete das Haus, durchsuchte alle Räume, fand aber nichts, als die Kiste von Bett. Wieder sollte ich wissen, wo die Möbel, die Koffer, die Vorhänge, das Bett, die Küchengeräte hingekommen wären, denn alle meinten, das Haus wäre eingerichtet gewesen und alles wäre in der Nacht heimlich fortgeschafft worden.
Man packte mich sofort beim Kragen und drohte mir mit dem finstersten Kerker, wenn ich nicht alles gestände. Ich war furchtbar erschrocken, und erst als man mich wieder etwas beruhigt hatte, konnte man mich vernehmen. Ein Schreiber setzte sich vor mich hin, nahm ein dickes Buch auf die Knie und schrieb alles nieder, was ich über den Besitz meines Herrn aussagen konnte.
Und ich erzählte alles, was er mir von seinen Besitzungen erzählt hatte, von dem Taubenschlag, der grad zerstört sei, und dem Grund und Boden. Da wurden die Gesichter der Gläubiger ganz vergnügt, denn sie überschlugen rasch, daß das immerhin reichlich genügen würde

zur Tilgung der Schuld. „Wo ist dein Herr daheim?“ fragte der Offizier. „Wo sind die Besitzungen?“

„Irgendwo in Altkastilien.“ Mehr wußte ich nicht. Dadurch wurden die Gläubiger sprachlos vor Enttäuschung, die Polizei aber lachte verständnisvoll. Nochmals nahm man mich ins Verhör, aber meine Nachbarinnen traten für meine Unschuld ein, sie wußten etwas davon zu erzählen, wie viel ich gehungert und wie oft sie mich hatten füttern müssen. Also wurde ich freigelassen.

Nun aber gerieten die Polizeibeamten mit den Gläubigern in Streit, wegen der Bezahlung für ihre Dienstleistungen. Entschlossen packte schließlich einer der Gerichtsdiener den alten Bettsack, und bevor er ihm wieder abgenommen werden konnte, waren Gerichtsdiener und Bettsack verschwunden. Das war ein Glück für den Sack, denn der hätte ja auch dem kleinsten Geraufe nicht mehr standgehalten.

So also wurde ich meinen dritten Herrn los. — —

War mein Geschick nicht geradezu verrückt? Daß einer von seinem Herrn wegläuft, das kommt ja alle Tage vor, daß aber der Herr vorm Diener ausreißt, das konnte doch nur einem Unglückswurm wie mir geschehen.

XVI. Die gar vortreffliche Komödie eines falschen Ablaßkrämers

Es blieb mir nichts übrig, als wieder einen Herrn zu suchen. Es war ein Bettelmönch, der den Tag lang auf den Beinen war und dem ich als Träger folgte. Es war ein recht fideler Herr, der nicht gern bei Messe und Vesper war, und statt bei der mageren Klosterküche, lieber im Krug saß, am liebsten aber mit Frauen und Mädchen scherzte und schäkerte.

Aber das ewige Herumziehen machte gar müde. Ich bekam zwar von meinem guten Herrn die ersten Schuhe, die ich in meinem Leben besaß, — aber in acht Tagen waren die Sohlen schon durchgelaufen. Ich war noch zu sehr ausgehungert und mußte den Dienst aufgeben, so gern ich meinem Herrn, der kein Kostverächter des guten Lebens war, weiter gefolgt wäre.

Nun geriet ich an einen Ablaßkrämer, einen ganz gerissenen Gauner, der mit falschen Bullen von Ort zu Ort zog, sich auf jeden Schwindel verstand und sich nicht scheute, aus den heiligsten kirchlichen Handlungen ein glänzendes Geschäft zu machen.

In irgendeinem Dorfe angekommen, ging er zuerst zum Ortspfarrer oder seinem Vertreter, suchte sich mit Orangen, Pfirsichen oder andern kleinen Geschenken beliebt zu machen, damit man ihm zu Gefallen die ganze Gemeinde mit allen Mitteln zusammenrief und zum Kauf von Ablaßbriefen aufforderte.

Er ging dabei über die Maßen schlau vor: Mit Gebildeten hütete er sich wohl, Latein zu sprechen, da redete er nur spanisch, wußte die Herren gut zu unterhalten und ihnen viel Schmeichelhaftes zu sagen. Ungebildeten aber schwatzte er die unglaublichsten Dinge in einem Kauderwelsch vor, das wie Latein klingen sollte.

Die Hauptsache war ihm auf alle Fälle, ein gutes Geschäft zu machen

— ging's nicht ehrlich, ging's doch unehrlich. Skrupeln kannte er nicht. Ich würde gar nicht fertig werden, wollte ich all die Kniffe erzählen, die er gebrauchte, um überall zu seinem Ziele zu gelangen. Ein einziges Beispiel seiner Gaunerei genüge:

In einem Orte bei Toledo wollte ihm einmal das Geschäft gar nicht gelingen. Er hatte schon zwei, drei Tage für den Kauf der Ablaßbriefe gepredigt, aber alle Mühe, alle Angstmacherei, alle Verheißungen waren vergeblich. Niemand kaufte eine einzige Bulle. Das machte ihn verzweifelt und brachte ihn endlich auf eine Betrügerei, die kaum glaublich klingt.

Er machte im Dorfe bekannt, daß er noch einmal für den Ablaß predigen, dann aber abreisen würde.

Um aber seiner Person und seinem Geschäft mehr Ansehen zu geben, hatte mein Ablaßkrämer immer einen Kerl bei sich, den er wie eine bewaffnete Gerichtsperson gekleidet hatte. Wie die beiden nun am Abend Karten spielten, gerieten sie auf einmal in Streit und sie schimpften einander so laut, daß es alle in der Kneipe hören mußten.

Mein Herr nannte den Kerl einen Straßenräuber und der titulierte den Ablaßkrämer einen Urkundenfälscher. Mein Herr greift schon voller Wut nach einer Lanze, geht auf ihn los, doch der zieht den Degen. Ich fing vor Angst zu weinen an, alles schreit auf, läuft herbei, endlich trennen einige beherzte Männer die Raufenden, die sich noch immer gegenseitig die übelsten Anklagen und Schimpfworte an den Kopf werfen. Der Helfershelfer nannte meinen Herrn einen geriebenen Fälscher, der alle Ablaßbriefe selbst gefertigt und unterzeichnet habe. Um dem Streit ein Ende zu machen, wurde der Ankläger zur Nachtruhe in ein anderes Haus gebracht, mein Herr aber schüttete noch lange seine Wut über seinen unverschämten Begleiter aus.

Am andern Morgen ließ mein Herr zur Messe läuten, und viele Leute kamen zur Kirche. Aber einige Bauern, die den gestrigen Schimpfe-

reien der beiden zugehört, hatten inzwischen verbreitet, alles, was mein Herr sage, sei Schwindel. Je weiter sich das Gerede verbreitete, um so ärger wurde das Gemurmel, und wie ich schon Drohungen und Verwünschungen höre, wurde mir angst und bange, und ich wäre am liebsten zu meinem Herrn gelaufen, um ihn von der Predigt abzuhalten. — Doch er hatte inzwischen schon die Kanzel bestiegen und ermahnte in feierlicher Predigt die Andächtigen, doch kein Wort der Ausstreuungen eines Bösewichtes zu glauben, nicht die Gelegenheit zu versäumen, einen Ablaß für ihre Sünden zu erlangen und für ihr Seelenheil zu kaufen.

Da tritt, mitten in der Predigt, der böse Ankläger durch die Haupttüre in die Kirche, bekreuzigt sich, kniet, während schon alles nach ihm umschaut, nieder und hält mit mächtiger Stimme, die alle Worte meines Herrn übertönt, folgende Ansprache: „Ihr Gläubigen, ich bitte euch, merkt genau auf das, was ich euch sagen werde. Erst dann urteilt, wer von uns beiden die Wahrheit sagt. Ich habe mich, leider Gottes, von jenem Fälscher, der da droben auf der Kanzel steht, verleiten lassen, seine Betrügereien zu unterstützen, weil er mir die Hälfte aller Einnahmen versprochen hat. Aber ich bereue tief meine Untat und verkünde euch laut, alle Ablaßbriefe sind von diesem Gauner gefälscht — glaubt nicht an ihre Kraft! Ich verlasse sofort den Schwindler und rufe euch dazu zum Zeugen auf. Wird er nachher verhaftet, will ich gerechtfertigt sein, ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben. Nun wißt ihr genug von dem schändlichen Betrug."

Als nun aber einige Leute sich anschickten, den Störenfried aus der Kirche zu entfernen, ließ mein Herr das nicht zu. Er befahl vielmehr bei Strafe der Exkommunikation, Ruhe zu halten, damit er in der Predigt fortfahren und das sagen könne, was er noch im Sinne habe.

Mein Herr forderte den Ankläger auf, in aller Ruhe zu sagen, was er noch alles wüßte. Doch der Gauner erwiderte, er wüßte freilich noch

genug Schandtaten von ihm, aber das, was er gesagt, möge genügen. Mein Ablaßkrämer kniete, ohne zu antworten, nieder und betete erhobenen Hauptes also: „Großer Gott und Vater, dem nichts verborgen und nichts unmöglich, Ihr wißt, wie unrecht die Anklage. Aber ich vergebe ihm die Schuld, wie Ihr vergebt allen Schuldigen. Er weiß nicht, was er sagt und was er für Unrecht tut. Aber ich bitte Euch, Herr, nicht länger das Unrecht zu verschweigen, das er Euch tut, auf daß diejenigen Gläubigen, die schon im Begriffe waren, die heiligen Ablaßbriefe zu kaufen, sich nicht länger durch den gottlosen Lästerer davon abhalten lassen. Hilf, Himmel, laß ein Wunder geschehen, daß alle Welt von der Wahrheit und Ehrlichkeit meiner Worte und Taten überzeugt werde. Wenn aber nur ein Wörtchen von dem, was jener Elende vorgebracht, wahr ist, so lasse, Herr, die Kanzel unter mir zusammenstürzen und stoße mich hundert Klafter unter die Erde ins ewige Feuer. Wenn aber meine Worte wahr sind und jener Teufelsbote die Armen eines so großen Seelenheiles hat berauben wollen, so strafe ihn Herr!“

Kaum hatte der Ablaßkrämer so gebetet, stürzt der Verleumder, wie vom Schlage getroffen, rücklings auf den Steinboden, so daß ich meinte, er habe sich den Schädel gebrochen. Er heulte und schlug um sich wie ein Besessener. Alles ward angesteckt vom Geschrei, man konnte kein Wort hören, so entsetzlich war der Lärm. Die einen erbarmten sich des Wahnsinnigen, die andern schienen sich zu freuen, daß Gott den Bösewicht so schwer bestraft habe. Endlich warfen sich einige Beherzte auf ihn, hielten ihn bei den Armen und Beinen fest, legten ihn auf Stroh — aber immer noch versuchte er um sich zu schlagen und sich freizumachen. Mein Herr aber blieb in stiller Andacht noch immer auf der Kanzel; wie ergriffen vom heiligen Geist, vermochten ihn weder Worte, noch Tränen, noch Geschrei von seiner himmlischen Andacht abzulenken.

Doch nahten sich ihm endlich einige aus der Gemeinde und baten ihn, er möge doch dem Besessenen, der dem Tode entgegenginge, geistlichen Beistand leisten, denn er habe nun wohl Strafe genug erlitten; das Unrecht, das er von dem Besessenen erfahren, möchte er um Gottes willen verzeihen und ihm die Gesundheit wieder verleihen.
Allmählich schien mein Herr aus seiner himmlischen Entrücktheit zu erwachen, wie aus unnahbaren Fernen betrachtete er bald den Verbrecher, bald die Umstehenden und sagte endlich mit der Bewegtheit eines Heiligen: „Kümmert euch doch nicht um einen, den Gott ganz offenbar hat strafen wollen. Aber da derselbe Gott uns befiehlt, Böses mit Gutem zu vergelten und unsern Übeltätern zu verzeihen, so wollen wir doch Gottes Herrlichkeit bitten, daß sie auch diesem Übeltäter verzeihe.“ Nun stieg er von der Kanzel herab und forderte alle auf, für die Seelenerrettung des Sünders zu beten. Da warf sich alles auf die Knie, während mein Herr mit Kreuz und Weihwasser vor dem Sünder trat, um ihm den bösen Geist auszutreiben. Und alles weinte vor Ergriffenheit bei seinen Gebeten, und die die Litaneien sangen, verstummten vor Schluchzen, so geschickt wußte mein Herr die Menge zu ergreifen. Er habe nicht den Tod, nur die Buße des Sünders gewollt. Mit solchen Worten legte er dem Besessenen einen Ablaßbrief aufs Haupt und — kaum war es nur davon berührt, schien die Besinnung zurückzukehren. Der Besessene wirft sich von Reue ergriffen meinem Herrn zu Füßen, bittet um Vergebung für alles, was er gesagt und getan, denn alle Schmähungen habe ihm nur der Teufel zugeflüstert, denn der Teufel allein wolle nicht dulden, daß dem gläubigen Volke ein so großes Heil widerfahre, wie ihm hier geschehe durch diese Ablaßbriefe voll Wunderkraft.
Mein Herr vergab ihm seine Sünden und Beleidigungen mit großen Sprüchen und Formen, und zum Schluß gaben sich die beiden die Hände, und alles war gerührt von der christlichen Versöhnung.

Nun aber war die wunderbare Kraft der Ablaßkrämerei herrlich bewiesen, aus dem ganzen Dorfe kamen alle Männer, Weiber, Kinder, Knechte, Mägde, alles kam herbei und kaufte sich einen Ablaßbrief. Also war mein Herr doch endlich zu einem glänzenden Geschäft gekommen und das war die Hauptsache.

Einige ganz Gescheite aber wollten von der Geschichte nichts wissen. Sie erklärten meinen Herrn für einen abgefeimten Schauspieler und Betrüger. Und die so dachten, die hatten recht.

Meine Gauner machten sich nichts daraus, sie lachten sich ins Fäustchen, denn glänzender konnte ihr Erfolg nicht sein; die Wundergeschichte verbreitete sich rasch in allen umliegenden Dörfern und wo wir nun hinkamen, war jede Art von Aufforderung zum Kauf von Ablaßbriefen überflüssig. Mein Herr brauchte weder in die Kirche zu gehen, noch zu predigen, es brauchte weder Verheißung noch Warnung — alles strömte ohne dies herbei und kaufte die Ablaßbriefe, als ob es Pfirsiche wären, die verschenkt würden.

Ich muß gestehen, so lange die Geschichte richtig gemimt wurde, war ich gerade so ergriffen davon wie die andern, als ich dann aber die beiden Gauner hörte, wie sie über die Dummen spotteten und sich totlachen wollten, hatte ich genug; mir wurde ganz unheimlich zumute und ich verließ die Betrüger bei erster Gelegenheit.

XVII. Lazarillo kommt endlich einmal auf einen grünen Zweig

Bald darauf lernte ich einen Mann kennen, der mir endlich einmal einen guten Verdienst verschaffte. Er gab mir einen Esel mit vier großen Wasserkrügen in Miete. Mit denen zog ich als Wasserverkäufer durch die Straßen. Ich hatte für alles das täglich 30 Kreuzer zu zahlen, was ich darüber verdiente, gehörte mir, außerdem auch der ganze Verdienst am Samstag. Da gingen für mich, der ich nun doch den Kinderschuhen entwachsen war und nicht mehr als Lausbub dienen mochte, bessere Zeiten an. Ich zog behaglich umher, plauderte und scherzte mit den Frauen und Mädchen, die aus den Häusern gelaufen kamen, und in vier Jahren hatte ich mir schon soviel erspart, daß ich mir beim Trödler einen sauberen Anzug kaufen konnte und einen Degen, der gerade so schön aussah, wie der meines Edelmannes.

Ich kam mir nun auch ordentlich groß vor, wurde der Wasserbettelei nach und nach überdrüssig und verabschiedete mich also eines Tags von meinem Unternehmer.

Bei einem Gerichtsbeamten, dem ich als Gehilfe dienen sollte, hielt ich's nicht lang aus. Mir wurde der ständige „Verkehr" mit den Spitzbuben brenzlich, zumal uns einmal einige Verbrecher, die wir von neuem aus ihrem Schlupfwinkel gehoben, übel mitgespielt hatten. Ich war freilich nicht so dumm wie mein Vorgesetzter gewesen, den sie mit Steinen blutig schlugen, sondern hatte mich beizeiten auf meine flinken Beine gemacht.

Um eine neue Stelle war mir nicht bange, jetzt hatte ich ja einige Freunde von Einfluß und die verschafften mir bald ein geruhsameres und auskömmlicheres Amt: Ich wurde königlicher Ausrufer der Stadt. Ich mußte bekannt machen, wenn eine öffentliche Weinversteigerung abgehalten wurde oder wenn etwas verloren gegangen war oder wenn

eine öffentliche Verhandlung irgendwo stattfand. Schließlich hatte ich auch vor den Verurteilten, die zur Richtstätte geführt werden, voranzugehen und ihre Verbrechen und Strafen dem Volke mitzuteilen.
In dem Amt fühlte ich mich wohl, ich war dafür wie gemacht. Alle Welt kam zu mir, wenn etwas verloren gegangen oder etwas vorgefallen war. Alles mußte ich wissen, erzählen, bekanntmachen. Kurzum, ich wurde beliebt und unentbehrlich, wurde von manchem großen Herrn gelobt, und es hieß schon, „nur wenn Lazarillo dabei ist, geht alles in der Stadt seinen rechten Gang".

XVIII. Wie Lazarillo, eh' er sich's versieht, zu einer braven Gattin kommt

Einer meiner besonderen Gönner war der Erzpriester von San Salvador. Ich hatte für ihn Weinversteigerungen auszurufen und war oft von ihm belobt worden. Ja er hatte mich so in sein Herz geschlossen, daß er mir sogar etwas Schönes gönnte, was ihm versagt war: die Heirat — die Heirat mit seiner Magd.

Er war so lieb zu mir, alle Bedenken und Schwierigkeiten einer Verheiratung aus dem Weg zu räumen. Eines Tages legte er die Rechte seiner treuen Magd feierlich in die meine, sprach den Segen darüber — und so war ich durch die Gnade meines Herrn und ohne alle Umstände auf einmal im glücklichen Ehestand.

Der Herr Erzpriester blieb uns, nach wie vor, ein gütiger Helfer. Er schickte uns oft Mehl und Fleisch und teilte fast alle Sonn- und Festtage das Mahl mit uns.

Natürlich gab es bald Neider, und böse Zungen hielten sich darüber auf, daß meine brave Frau das Zimmer des hohen Herrn mache und ihm das Essen besorge.

Eines Tages sprach auch der Herr Erzpriester mit mir über die bösen Gerüchte, um meine Meinung zu hören. Ich beruhigte ihn aber vollkommen, denn ich sah durchaus nichts Ungehöriges in seinem so vertraulichen Umgang mit meiner Frau. Er versicherte mir obendrein, daß er in allen Ehren mit ihr verkehre und es sei immer dumm, auf so neidische Schwätzer zu hören, die gäben mir ja doch nichts, wenn es uns an irgend etwas fehle.

Nur von einem bösen Gerede mußte ich ihm doch erzählen, nämlich dem, der Herr Erzpriester habe schon drei Kinder von meiner Frau. Kaum hatte ich das gesagt, machte meine Frau ein fürchterliches Geschrei. Sie schimpfte und fluchte so schrecklich auf ihre Verleumder,

daß ich am liebsten jedes Wort, das mir entschlüpft war, zurückgerufen hätte. Nur allmählich gelang es uns beiden sie wieder zu beruhigen. Ich mußte ihr auf Ehrenwort versprechen, ihr niemals ähnliche Vorwürfe zu machen und ihr sogar erlauben, zu jeder Tag- und Nachtzeit, wenn sie wolle, zum Herrn Erzpriester zu gehen, um ihn zu bedienen. Das versprach ich gern, denn ich hielt sie für das ehrbarste Weib von Toledo.

So blieben wir drei schön friedlich zusammen und ich genoß mein Glück. Nie wieder hatten wir einen Streit, und wenn mir jemand einen Floh ins Ohr setzen wollte, schnitt ich ihm die Rede ab; ich wollte nichts hören, was mir Kummer machen könnte, denn ich liebte meine Frau über alles in der Welt und dankte ihr für alle süßen Wohltaten.

XIX. Lazarillos Freundschaft mit deutschen Landsknechten

In jener Zeit kam der Kaiser Karl V. mit seinem ganzen Hof nach Toledo. Da ging's überall hoch her, ein buntes Fest jagte das andere, und ich machte eine Menge lustiger Bekanntschaften. Da ich von Berufswegen alles, was in der Stadt los war, wußte und immer eine gute Flasche Wein bei mir trug, schlossen sich mir viele junge Deutsche an. Und da es nicht in meiner Art liegt, mich zu verfeinden, hatte ich bald so viele Freunde und Helfershelfer, daß mir, glaub' ich, selbst dann nichts hätte geschehen können, wenn ich einen umgebracht hätte. Meine Freunde hätten mir aus jedem Unglück herausgeholfen. Sie wollten nur immer dorthin geführt sein, wo's den besten Wein gab und dem sprachen wir wahrhaftig auch immer aufs beste zu. Man mußte fast jeden, der auf zwei Beinen mit uns zum Weine ging, auf allen Vieren hinausbringen. Und das Beste dabei war, daß Lazarillo von Tormes keinen blanken Heller je zu zahlen hatte. Versuchte ich's wirklich einmal nach dem Beutel zu greifen, riefen sie gleich: „Nit, nit, laß das Lanzer", und so behielt ich regelmäßig mein Geld, ja wenn ich heimging, hatt' ich obendrein alle Taschen voll von Liebesgaben. Der eine hatte mir Brot, der andere einen Schinken oder eine Hammelzunge oder irgendein schön gewürztes Fleisch, lauter Dinge, die famos zum Weine schmeckten, in die Taschen gesteckt, zum Lohn für die gute Kneipenführung. Ich hatte also für Wochen die besten Leckerbissen im Hause. Welch herrliche Zeit war das, wie trüb erschienen mir nun jene langen Jahre bei den elenden Hungerleidern.

Leider dauerte die Zeit nicht ewig. Mit dem Hofe des Kaisers verließen auch meine deutschen Freunde Toledo, und da ich's doch nicht übers Herz bringen konnte, mein treues Weib zu verlassen, mußte ich sie allein ziehen lassen. Anders wäre ich ihnen gewiß gefolgt, denn sie führen ein Leben voller Wonne, machen nie viel Worte, tragen

das Herz auf der Zunge und ziehen die kleinste Kneipe jedem Palast vor, wenn nur ein guter Tropfen zu finden ist. Ich kann mir gar keine liebere Gesellschaft denken, als dies offne und gerade Volk, dem allweil das Geld so locker im Beutel sitzt.

Doch ich blieb, weil ich, wie gesagt, von meinem Weibe mich nicht trennen konnte, zurück. Die Traurigkeit verlor sich bald, denn mir ging's gar wohl; mein Amt machte mich angesehen und der Wohlstand wuchs. Ja, mir war sogar eine hübsche junge Tochter geboren worden und wenn mir's auch, wenn ich sie recht anschaute, oft vorkam, als ob nicht alles mit rechten Dingen zugegangen wäre, so schwur mir doch mein Weib, das Kind wäre wahrhaftig das meine und ich war nach so heftigen Schwüren wieder beglückt.

Da ich nun einmal fast oben auf dem Glücksrad saß, wartete ich auf nichts anderes, als daß ich, wie so viel dümmere als ich, noch einmal in den Stadtrat gewählt würde, in dem doch so viel Gecken sitzen, und ich sah mich sogar in meinen Träumen schon als Bürgermeister über der Stadt herrschen. — — —

Aber all das sollte nicht eintreffen. Und ich will gleich erzählen, wie alles ganz anders kam, als ich gehofft.

Zweiter Teil

I. Weshalb Lazarillo sein Glück in der neuen Welt sucht

Wenn's dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis tanzen.
Nach einiger Zeit fiel mir's wieder ein, häufiger das lustige Leben in den Kneipen aufzusuchen und meinem Amt nicht so treu wie bisher nachzugehen. Und da mich mein Weib nicht einmal deswegen schalt, vielmehr ganz einverstanden war, wenn ich die Nächte lustig durchzechte, wurde mir's von Tag zu Tag schwerer, ein ordentliches Leben zu führen, und unser edler Hausfreund blieb mir ja noch immer der beste Helfer. Konnte ich nicht so viel herbeischaffen, wie wir brauchten, so griff er mir liebreich unter die Arme, so daß meine Frau nichts von Sorgen spürte.
Ich hatte aber bald nicht einmal so viel Geld, um meinen Beruf erfüllen zu können, verkaufte also meine Ausrufereinrichtung und mein Amt und ging mit dem Gedanken um, wie so viele andere, die Schiffbruch erlitten, in der neuen Welt ein neues Glück zu versuchen, um bald, mit Reichtümern beladen, zu meiner lieben Familie heimzukehren. Schon bekümmerte ich mich um meine dann so vereinsamte Frau und ich scheute mich fast, ihr den Plan mitzuteilen. Endlich tat ich's doch und ich war überrascht, daß sie mir weder Vorwürfe der Untreue noch Abschiedsszenen machte, sondern daß sie sogar so vernünftig war, mir zur Reise zuzureden. Es würde mir gewiß gut sein, die weite Welt kennen zu lernen. Auch unser lieber Erzpriester redete mir keineswegs ab, schilderte vielmehr verführerisch den Reichtum Ostindiens, und als ich ihm sagte, wie sehr mir meine zurückbleibende Frau leid täte, nahm er mir gleich alle Bedenken, ja er versprach mir, er wolle für

meine Frau sorgen und ihr alles Herzeleid vertreiben, als ob sie ganz die seine wäre. Das klang mir gar tröstlich und ich empfahl dem ehrwürdigen Herrn Erzpriester meine Frau zur treuen Obhut.
Als ich endlich unter vielen Tränen von Weib und Kind Abschied nahm, segnete mich sogar der Erzpriester und wünschte mir eine recht baldige Heimkehr als reicher Mann.

II. Von einem glücklichen Wiedersehen auf der Landstraße

In einer Herberge, nicht weit von Toledo, fiel mir ein Mann durch die denkbar schäbigste Eleganz und sein kopfhängerisches Benehmen auf. Er saß, als ob er nichts mehr von der ganzen Welt wissen wollte, abseits, und wenn ich auch Mitleid spürte, machte mich doch sein Aufzug lachen. In dem ehemals noblen Hut konnten die Spatzen nisten, durch Wams, Hosen und Stiefel pfiff der Wind und vor Alter, Schmutz und Fett schimmerten die Stoffe in allen Farben des Regenbogens. Ja sogar die Degenscheide war zusammengeflickt und ließ da und dort eine alte verrostete Klinge sehen. Kurz, ich hatte noch nie einen Ritter von so trauriger Gestalt, noch nie ein solches Bild heruntergekommener Eleganz gesehen.

Doch ich verbarg das Lächeln, und weil ich dachte, einen Straßenräuber vor mir zu haben, hielt ich es für geraten, ihm höflich mit einem freundlichen „Grüß Gott“ zu begegnen.

Da kam ich aber an den rechten. Hochnäsig stellt er mich zur Rede, wie ich mir einfallen lassen könne, ihn, der nur durch ein Unglück in bedrängte Lage geraten sei, so wie meines Gleichen zu begrüßen, er sei gewohnt, nur in ehrerbietigster Form angeredet zu werden.

Noch verblüfft über die Antwort, die ich sofort für einen Vorwand zum Streit hielt, versicherte ich ihm verbindlich, es sei durchaus nicht meine Absicht gewesen, ihn zu beleidigen.

Wie er mir nun aber noch eine große Rede hielt über all seine Ansprüche an Ehrerbietung, glaubte ich auf einmal, das ganze Gerede schon längst gehört zu haben, — schaue mir den Mann genauer an und — wer ist's? der arme Junker, der mir einst „geldwechselnderweise“ davongelaufen war.

„Ja, kennt Ihr mich denn nicht mehr,“ frug ich ihn nun, „mein ehe-

maliger Herr? Hat sich Lazarillo in acht oder zehn Jahren denn so geändert, daß Ihr ihn nicht wieder erkennt?“
Wie ich das gesagt, fällt er mir um den Hals, küßt mich, tut mit mir ganz vertraut und freundschaftlich und bietet mir gute Kameradschaft an. Damals wäre ich so ein schwacher Knirps gewesen, es wäre ganz unmöglich, mich in dem stattlichen Mann wieder zu erkennen, und ich solle ihm nun alles erzählen, wie mir's seitdem ergangen wäre.
Wir hatten uns inzwischen in der Kneipe niedergelassen und ich ließ uns etwas vorsetzen, er aber tat großzügig, wie er immer war, gar nicht, als ob er nach der Börse greifen wollte.
Er erzählte nun von all seinen Erlebnissen und wie es käme, daß er jetzt in so erbärmlicher Kleidung herumlaufen müßte. Er sei als echter Kavalier das Opfer seiner galanten Lebensanschauungen geworden. Mit einem Beutel voll Gold habe er seine ländlichen Besitzungen verlassen, um in Toledo seine kleinen Schulden zu bezahlen, da sei er mit einem sehr eleganten Frauenzimmer, von geheimnisvollen Beziehungen, bekannt geworden, sie habe ihn mit ihren Reizen und Künsten völlig betört, ihn schließlich bis nach Madrid und dort in die leichtsinnigsten und üppigsten Gesellschaften gelockt, bis all sein Geld darauf gegangen sei. „Schließlich lockte sie mich zum Lager vor der Stadt; dort, sagte sie, seien ihre Brüder als Offiziere, sie würden mir bald wieder zu Geld verhelfen. Ich begleitete sie auch zu dem Lager, bis zu den Zelten der Offiziere. Da läßt sie mich stehen und eilt auf die Offiziere gar zärtlich zu, küßt sie und verschwindet sogleich mit ihnen im Zelt. — Ich aber mußte mich aus dem Staube machen, denn sie hatte mir freche und böse Warnungen zugerufen und die Troßbuben und anderes Gelichter waren schon von den Offizieren beauftragt, mich mit Schimpf und Schande davonzujagen. Seit der Zeit ging mir's immer schlechter, eine vornehme Stellung, wie sie meinem Rang gebührt, ist mir nicht angetragen worden, Geld hat mir niemand

geliehen und ich habe nun gerade noch so viel, um mich nach der neuen Welt einzuschiffen."

Von dieser traurigen Erzählung wurde ich ganz gerührt, ich bot ihm an, mit mir mein Abendessen und mein Nachtlager zu teilen, um am andern Morgen zusammen nach Carthagena zu wandern.

Über den Zufall, der uns wieder zusammengeführt, ganz beglückt, tranken wir uns tüchtig zu und schwuren uns ewige Freundschaft. Endlich gingen wir gemeinsam zu Bett, plauderten dort noch lange über unsere Zukunft. Er überzeugte mich noch, daß es sehr nötig sei, uns von nun an recht große adlige Namen zuzulegen, zumal uns da drüben ja doch kein Mensch kenne. Über solchen Abmachungen und in der Hoffnung, bald den großen Herrn spielen zu können, schliefen wir reichlich spät in der Nacht ein, und ich träumte von herrlichen Einnahmen.

Wie ich mich am andern Morgen erhebe und mich ankleiden will, sehe ich nirgends meine Kleider, und so viel ich auch nach ihm suche, finde ich nirgends meinen Freund und Junker. Es war bald keine Frage, er war mit all meinen Sachen durchgegangen, um mir nur das elende Gelump seines zerfetzten Gewandes zu hinterlassen.

Schreck und Wut warfen mich auf das Bett zurück. Ein solches Unglück fehlte mir gerade noch. Ich machte fürchterlichen Lärm, so daß das ganze Haus auf mein Zimmer herbeigeeilt kam, hier fanden sie mich, wie ich splitternackt nach meinen Kleidern und Sachen suche und Himmel und Hölle auf den Schurken herabfluche. Sie aber konnten sich über den närrischen Anblick kaum vor Lachen halten, zumal mir nun nichts anderes übrig blieb, als mich mit den Fetzen von Kleidern, die der Schuft mir zurückgelassen hatte, anzuziehen. Aber das war ein Kunststück, sich in den Lumpen auszukennen, was Hose, was Jacke wäre. In Ärmel und Hosen war so schwierig hineinzukommen wie aus einem Labyrinth heraus, denn Hand oder Fuß, die glücklich den Ein-

gang zum Ärmel oder Beinkleid gefunden, fuhren immer wieder durch das nächste Loch heraus, weil eines am andern saß und eines größer als das andere war. Mit den Stiefeln war's nicht besser. Sie gaben kaum Sandalen ab, denn die Sohlen sahen aus wie Brillengläser.
Doch was blieb mir übrig? Ich stülpte den letzten Rest von Hut tief über den Kopf und bahnte mir tapfer einen Weg durch die Menge der gröhlenden und witzelnden Gaffer, die sich vor der Herberge schon angesammelt hatten.

III. Lazarillos Meerfahrt. Seine Abenteuer beim Untergang

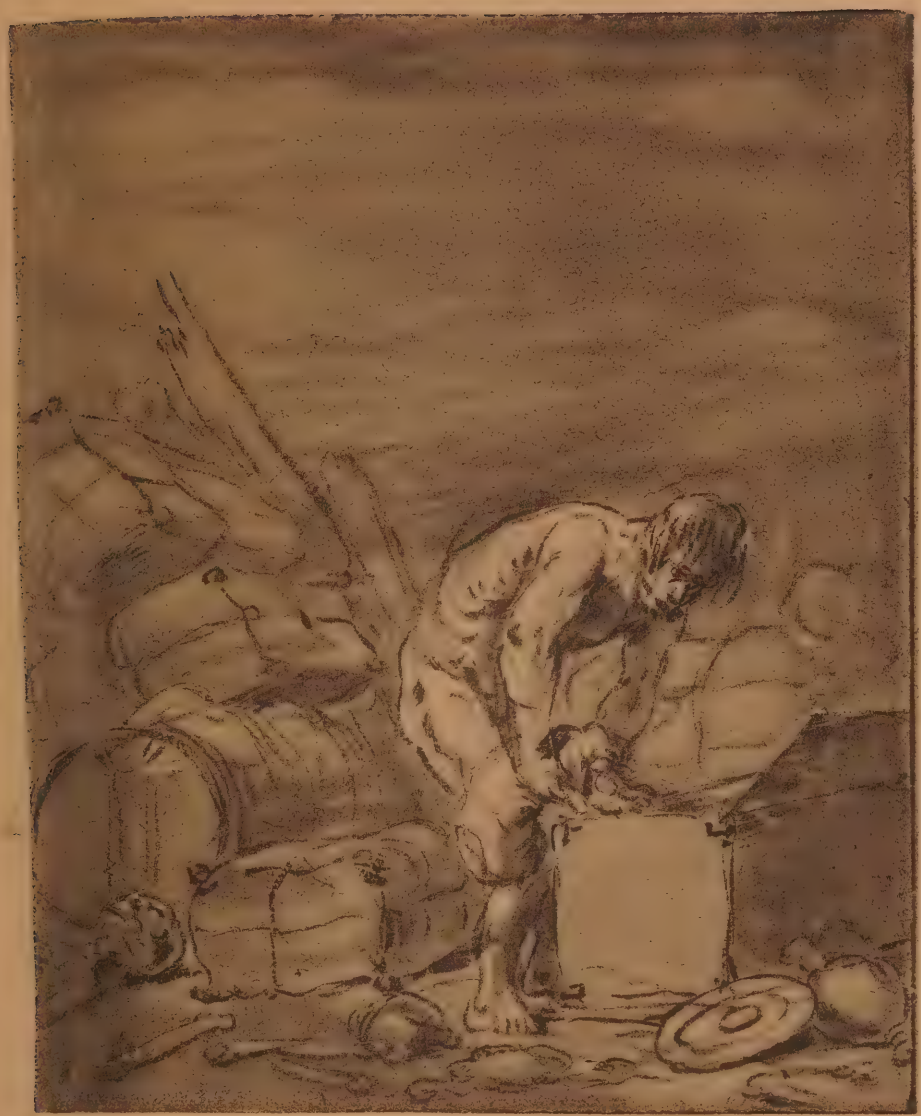
Ausgeraubt und gottverlassen machte ich mich also auf den Weg. Ich mußte Spießruten laufen, wohin ich kam. Meine Kleidung forderte allen Spott heraus. Die Kinder liefen mir jubelnd nach, die Männer zeigten mit den Fingern auf Hut, Wams, Hosen. Ich mag gar nicht an all die spöttischen Vergleiche denken, die sie mit den einzelnen Gewandteilen anstellten. Überall schaute ja Adam Mensch heraus. Ich machte, so schnell als möglich nach Carthagena und aufs Schiff zu kommen und atmete erst auf, als das Schiff, mit allem für die lange Reise versorgt, endlich den Anker lichtete und mit gutem Winde auf die hohe See lossteuerte. Die Reise ging wunderbar von statten und in kaum drei Monaten waren wir drüben angelangt.

Ich kann hier nicht erzählen, was ich in drei langen Jahren dort und auf der Rückreise alles erlebt. Meine Freude, wie ich von Ferne endlich wieder die Küsten meines geliebten Vaterlandes erkannte, läßt sich ohnedies nicht schildern. Mit den herrlichsten Farben malte ich mir das Glück des Wiedersehens mit Weib und Kind aus, ich wollte mir mit all den Waren, die ich mitbrachte, und die vier- oder fünfhundert Taler wert waren, einen Laden aufmachen und so mit meiner Familie ein angesehenes und glückliches Leben führen.

Aber noch während solcher Träume voll Hoffnung und Glück, erhebt sich ein furchtbarer Sturm, die Wogen schlagen über unserm Schiff zusammen, das schon in Gefahr kommt zu versinken. Alles, auch die Mannschaft, läuft kopflos und heulend hin und her, Menschen und Waren wurden durcheinander gewürfelt, mancher brach Arme und Beine oder wurde von den Wogen über Bord gespült. In dem Höllenlärm verstand kein Mensch den andern, viele knieten und erflehten mit jämmerlichen Gebärden Vergebung und Errettung.

Ich aber dachte mir, sterbe wer mag: im Trüben ist gut fischen. Ich

schlich in dem Durcheinander hinunter ins Schiff und machte mich über die Speisenvorräte, an die jetzt niemand dachte. Ich ließ mir die besten Speckschwarten und Leckerbissen vortrefflich munden, aß so viel wie möglich, damit ich's bis zum Jüngsten Tag aushalten könnte. Da kam ein ganz Verzweifelter zu mir herunter, der verwunderte sich nicht wenig über meine große Lust am Essen in dieser Stunde, da uns allen der Tod gewiß. Ich sagte ihm, ich täte nur so viel in mich hineinessen, damit ja kein Tropfen Meerwasser in mich eindringen könnte, wenn wir untergingen. Über solche Einfalt mußte er trotz seiner fürchterlichen Todesangst laut lachen. Aber ich hatte gerade genug mit essen zu tun und als ich mich nun wirklich dick und voll gefressen, machte ich mich über die Weinfässer und pumpte meinen Magen mit den besten Weinen so voll, bis er schier platzte. Da flehte mich einer an, ich möchte ihm die letzte Beichte abnehmen. Aber ich machte die Sache kurz und sagte ihm, da uns doch schon das Wasser am Munde stände, wollte ich ihn absolvieren. Ich sagte ihm: „Trinkt zur Buße Eurer Sünden das Meer ganz allein aus." Aber das war dem armen Teufel nicht mehr möglich, denn genug andere tranken davon so viel wie er. Ich schaffte ihn nun schleunigst aus dem Schiffsraum und blieb allein bei verschlossenen Türen und Luken. Aus den großen Kisten mit Gold packte ich mir einen großen Sack voll, verschnürte ihn ordentlich und band ihn mir um den Leib. Denn es war nun höchste Zeit, mich zu retten; das Schiff hatte sich inzwischen auf den Meeresgrund gelegt, und wenn ich nicht wie die andern von den Fischen und Seetieren angenagt und aufgefressen werden wollte, mußte ich versuchen, schleunigst aus dem Meere herauszukommen. Ich band alle Schiffstaue, die ich fand, zusammen und hoffte so mit Gottes Hilfe rasch aus der Tiefe ins helle Licht zu kommen. Mit dem Goldsack um den Leib brauchte ich mir nie wieder im Leben Sorge zu machen und ich und meine Frau konnten herrlich und in Freuden



leben bis ans Ende. Meine Frau konnte immer umherstolzieren und sich bedienen lassen, von Arbeit sollte nicht mehr die Rede sein. Und mit solchen Gefühlen taumelte ich rasch nach oben.

IV. Lazarillos unglückliche Errettung und höchst sonderbare Verwandlung

Auf einmal war ich aufgetaucht. Aber das Wasser hatte mir fast alle Kleider vom Leibe gerissen, und wie ich nach meinem Goldsack greife, hängen mir davon nur noch ein paar leere Fetzen am Leibe. Bevor ich noch recht über dies schwere Unglück zur Besinnung kam, überlief mich schon ein neuer Schreck. Ich fühlte mich von tausend Maschen gefesselt, denn ich war in ein großes Fischernetz geraten und sollte von den stämmigen Fischern ins Schiff gezogen werden. Ich weiß freilich nicht, wer entsetzter war, ich oder die Fischer. Voller Schreck glotzten sie mich an und sie schnappten nach Luft, wie die Fische um mich herum. Das war fast zum Lachen. Es sah mir schier aus, als ob sie mich lieber wieder versinken lassen wollten, denn sie mußten mich für ein gefährliches Monstrum halten. Solange ich noch von dem grünen, gelben, roten Tang eingehüllt war, sah ich mit meiner blauen Haut gewiß jedem wilden Meergeschöpf oder Riesenfisch ähnlicher als einem Menschen. Erst als sie mich heraufgezogen und von allem Unrat des Meeres befreit hatten, sahen sie einen nackten Menschen vor sich und hielten mich nun, so schien mir's, für den leibhaftigen Neptun oder einen andern Seegott.

Ich mußte in der Fischerhütte meinen nackten Leib erst trocknen und wärmen und bekam sogar etwas Wein, um das bittere Meerwasser aus dem Magen zu spülen. Während ich nun so kläglich vor ihnen saß und mir das Wasser noch immer aus dem Haar, das mit Algen und Muscheln verfilzt war, heruntertroff, trieben sie allerlei Schabernack mit mir, titulierten mich mit Herr Triton oder Herr Neptun und beratschlagten, was sie mit einem solchen Meerwunder machen sollten. Ich streubte mich heftig dagegen, ein Meerwunder zu sein und beschwor sie, doch nicht über das Unglück eines Menschen, von Fleisch

und Blut wie sie, zu scherzen. Ich sagte ihnen, wenn mir nicht das Unglück zugestoßen wäre, wäre ich jetzt ein reicher Mann, der im Begriff wäre, nach Toledo zu Frau und Kind zurückzukehren. Aber all das kehrten sie nur zu Spott, und als ich Gott dankte, daß er mir doch wenigstens das nackte Leben errettet, brachten sie mir einen Spiegel, damit ich doch endlich selbst sähe, daß ich ein Triton oder Fisch, nur kein Mensch sei. Und nun verboten sie mir jede Einrede und drohten mir mit einem großen Messer. Sie wollten mich, wenn ich nicht sofort das Maul hielte, in Scheiben schneiden und wie einen Thunfisch einsalzen.

Sie hatten unter sich schon längst ausgemacht, mich als Meerwunder auszugeben und mir ahnte, was sie vorhatten, als sie eine große Wasserkufe herbeirollten und mit Wasser füllten. Jetzt war nichts mehr dagegen zu machen; in mein Schicksal ergeben, konnte mir's gleich sein, ob sie mich Meerwunder oder Triton oder Riesenhering nannten. Sie wickelten mich nun in Schilf und Tang und Algen, banden mich ein wie in Windeln, so daß ich fast nur noch den Kopf bewegen konnte und ich mir selbst vorkam wie so eine Herme oder ein Terminus, der als steinerne Statue in den vornehmen Gärten steht. Schließlich machten sie mir noch aus Meergestrüpp und Muscheln eine Art Krone und stellten mich so in die große Kufe. Damit man aber ja an ein Meerwunder glauben sollte, brachten sie außen an der Kufe den Schwanz eines Thunfisches an, als ob der zu mir gehöre. Die schlimmste Qual aber war für mich eine Einrichtung von Stricken, die es ihnen leicht machte, jederzeit meinen Kopf unter Wasser zu tauchen. Und das taten sie reichlich oft, denn es machte ihnen den größten Spaß, wenn ich bei dem unerwarteten Untertauchen recht viel Wasser zu schlucken bekam.

V. Lazarillos Reise durch ganz Spanien als Meerungeheuer

Ich war also nun ein Meerwunder und in meiner Kufe so fest gemacht, wie ein Rad in einer Maschinerie. Die Schurken von Fischern riefen überall aus, sie hätten einen Triton gefangen, den jeder für Geld sehen könne. Natürlich lief die ganze Nachbarschaft, der ganze Ort herbei, um das Wundertier anzuschauen, und in kurzer Zeit hatten meine Quäler eine große Einnahme gemacht. Ich freilich hatte, so bald die ersten Leute sich vor meine Kufe gestellt hatten, versucht, ihnen den ganzen Schwindel aufzuklären, aber wie ich nur den Mund öffnen wollte, zog der eine die Schnur, die an meinem Hals festgemacht war, und ich wurde untergetaucht. Das habe ich noch einige Male versucht, mußte es aber schließlich bleiben lassen, wenn ich nicht noch ertrinken wollte.

So wuchs ihre Einnahme ins Riesige und mit den Einnahmen ihr Verlangen, mein Unglück so sehr auszubeuten wie möglich. Sie stellten also die Kufe eines Tages auf einen Wagen, spannten ein Eselchen davor und nun ging's mit dem Meergreis auf die Reise von Ort zu Ort durch ganz Spanien. Einer führte den Esel, der andere machte den Ausrufer, der dritte hielt die verteufelte Schnur in der Hand, um mich tauchen zu lassen, so oft es ihm gutdünkte. Ich durfte nur sprechen, wenn wir ganz allein waren. Wenn ich ihnen dann aber meine Qualen schilderte, weil ich doch ein Mensch sei und nicht wie ein Fisch immer im Wasser leben könne, machten sie nur dumme Witze, sie wüßten besser als ich, was ein Fisch sei und wie man Fische behandeln müsse. Ich sollte doch froh sein, daß ich so gescheite Leute wie sie gefunden, die ein solches Wunder richtig zu behandeln wüßten. Da half keine Klage und kein Protest, und wenn ich vor Wut heulte, weil ich in dem Wasser bald zugrunde gehen mußte, sangen sie gar noch im Chorus:

Hoch leb unser Fisch,
A Mannsbild bist nich.
Schaff uns goldenen Lohn
Du alter Triton,
Jetzt hast du dei Ruah
Und Wasser gnua!

Die Bande wurde immer übermütiger durch die großen Einnahmen, und die Ruhezeiten, in denen sie mir Brot ins Wasser warfen, während sie sich vollsoffen, waren für mich noch schlimmer als die Zeit, wo ich dem Volke gezeigt wurde. Die Reise ging immer weiter, wir kamen sogar nach Madrid.

VI. Lazarillos Befreiungsversuch. Das gestörte Liebespaar

Je größer die Stadt, um so größer die Zahl der Nichtstuer und Gaffer, und je mehr Menschen beieinander, um so gewitzigter werden sie. Durch so viel mehr Schaden und Betrug werden in der Stadt schärfere Beobachter herangeschult als auf dem Lande. Das erfuhr ich in Madrid. Freche Studentchen hatten von Anfang an mißtrauisch meine Kufe und mich betrachtet und waren sofort hinter den ganzen Schwindel gekommen. Einer nun von ihnen sagte so laut, daß alle aufschauten: „Bei Gott, das ist genau so ein Meerwunder wie ich — das sind nette Gauner, da sollt man doch die Polizei holen, und die Fischer und den Fisch auf die Galeeren schicken und aus der Stadt peitschen."

Die Worte machten Unruhe und ich hoffte schon auf Erlösung, ich wollte gern zehn Jahre Galeeren gegen dieses Kufengefängnis, das mir doch den sichern Tod brachte, eintauschen. Aber meine Schurken wußten der Gefahr zu begegnen. Da ich grade den Mund zur Aufklärung öffnen wollte, zog der eine Gauner am Schnürchen und tauchte mich so lang unter, daß man glauben konnte, ich atme wie ein Fisch im Wasser. Die andern Schurken aber machten gleichzeitig einen solchen Lärm, daß darin die Worte des Studenten untergingen und alles beim alten blieb.

Immerhin hatten die Bemerkungen des Studenten meinen Marktschreiern einige Angst beigebracht, sie fürchteten, daß ihr Betrug aufgedeckt und sie verfolgt werden möchten. Noch in der Nacht setzten sie die Kufe auf den Wagen und schleppten mich anderswohin. Eines Nachts, als meine Gauner fest schliefen und schnarchten, versuchte ich mich loszumachen. Aber die Bänder und Stricke waren in der Nässe noch enger geworden und ich konnte mich nicht losbinden. Da kam ich auf den Gedanken, nach und nach die Kufe so ins Wackeln zu bringen, bis sie umfiel. Das gelang mir auch nach vielen Versuchen,

die Kufe fiel um, mit dem Wasser wurde auch ich auf den Boden geschüttet, ich war endlich frei und schrie nun aus Leibeskräften um Hilfe. Die Fischer eilten herbei, erschraken sichtlich über das, was ich angerichtet, aber statt mir zu helfen, verstopften sie mir den Mund mit Moos, um mich am Schreien zu verhindern. Schlauerweise schrien sie nun nach der Polizei und füllten mit unglaublicher Schnelligkeit meine Kufe mit Wasser, als ob mir selbst nichts zugestoßen sei.

Der Gastwirt und das ganze Hausgesinde kam mit Spießen und Stangen angerannt. Auch die Polizei kam herbei und die ganze Nachbarschaft. Aber leider half mir das alles gar nichts. Die Fischer sagten aus, Diebe wären eingebrochen, um ihr Meerungeheuer zu stehlen, sie seien aber verschwunden. Nun suchten die Leute vom Hause mit den Polizisten und Nachbarn überall nach den Dieben.

Die ganze Wassermasse aber aus meiner Kufe war durch den Boden in das Zimmer unter uns geflossen, und der Zufall wollte es, daß zur selben Stunde die Tochter des Hauses mit ihrem Liebsten im Bette lag. Wie nun der Gußregen auf sie herabkam, erschraken beide fürchterlich, zumal sie unser Geschrei wohl gehört, und liefen, nackt, wie sie waren, in die dunkle Nacht hinaus. Natürlich rannten sie nun denen, die die Diebe suchten, in die Arme und wurden ohne weiteres sofort als Einbrecher behandelt und eingesperrt. Die Fischer aber machten sich mit meinem Gefährt in aller Frühe aus dem Staube, ohne lang nach dem Schicksal der Schönen und ihres Liebhabers zu fragen.

VII. Lazarillos Heimkehr. Eine Betrachtung, die beinahe zum Tode führt

Nun ging die Fahrt nach Toledo und mir war sonderlich zumute, hatte ich doch noch vor kurzem im Sinn, als reicher Mann zu meiner Familie heimzukehren.

Aber meine Peiniger ließen mich nicht viel zur Ruhe und Nachdenklichkeit kommen. Sie waren auf mich voller Wut wegen des Fluchtversuches und der Arbeit, die ich ihnen gemacht, und schlugen mich fast windelweich. So mußt ich also noch froh sein lebend, wenn auch gefesselt, arm, aber im Aufputz eines Meergottes, in Toledo einzuziehen. Und das Schicksal wollte es, daß die Fischer ausgerechnet in dem Hause sich einmieteten, in dem ich früher gewohnt hatte.

Kaum waren wir angekommen, lief alles herbei, das Wunder anzustaunen. Und eine der ersten Neugierigen war meine Frau. Wie ich sofort neben ihr mein Töchterchen, das inzwischen der reine Engel geworden war, erkannte, ward ich so gerührt, daß ich vor Tränen schier nichts mehr sehen konnte. Ja, es wäre mir besser gewesen, ich wäre gleich blind geworden, denn was ich nun sah, war das Schlimmste für mich: meine Frau war hochschwanger. Sollte da nicht Zorn und Wut in mir aufwallen? Mehr als drei Jahre war ich von daheim weg, und das erste, was ich von meiner Frau sah, sollte das Zeichen ihrer Mutterschaft sein!

Wie oft hatte sie mir damals gesagt: „Lazarillo, glaub doch nicht anderen, daß ich dich hintergehe. Das wäre zu unrecht, so von mir zu denken.“ Immer ließ ich mich von solch zärtlichen Beschwörungen beruhigen, ging allen Verdächtigungen aus dem Wege, lebte in Frieden und wußte nichts von der dummen Krankheit verliebter Narren, der Eifersucht. Wie der Teufel das Weihwasser, floh ich vor jeder Regung eines Verdachtes. Was sollte auch die ganze Unruhe? Wie

viele Väter lieben die Kinder, weil sie sich einbilden, sie gehörten ihnen, und wie viele wiederum hassen die eignen, weil sie an der wahnsinnigen Idee leiden, sie wären mit ihnen betrogen worden.
Jetzt aber hatte ich keine Kraft mehr zu solcher Philosophie. Ich rechnete mir die Monate und Tage meiner Abwesenheit nach und versperrte mir so jeden Weg der Beruhigung. Auf einmal dachte ich aber doch, mein Weib könne ja an der Wassersucht leiden. Da aber zerstörte ein Zufall den letzten Trost: Als nämlich meine Frau die Schaustellung verlassen hatte, unterhielten sich einige Nachbarinnen laut genug über sie, daß ich alles hören konnte: „Na," sagte die eine, „die scheint ja ihren Lazarillo nicht zu vermissen." — „Von wem ist sie denn wohl schwanger?" frug die andere. — „Von wem? Von wem denn anders als dem Erzpriester. Jetzt ist er so schlau, sie schnell mit irgendeinem dummen Peter zu vermählen, nur damit sie nicht in seinem Hause niederkommt. Der ‚neue' scheint grad so dumm zu sein wie der ‚alte' Lazarillo, der hat sich auch immer noch etwas zugute getan auf die Freundschaft mit dem Erzpriester." Wie ich das hörte, schwanden mir die Sinne, mir wurde vor den Augen schwarz und ich sank ohnmächtig ins Wasser. Nun erschraken die Gauner von Fischern; eiligst schoben sie alle Leute aus der Tür, zogen mich so schnell sie nur konnten, aus dem Wasser und fühlten mir den Puls. Der Puls versagte. Ich atmete nicht mehr. Die Gauner taten nun alles, was sie konnten, mich ins Leben zurückzurufen, stellten mich auf den Kopf, damit alles Wasser aus dem Hals herauslaufe, aber alles war umsonst. Sie hielten mich für tot und jammerten und beklagten das große Vermögen, das sie mit mir nun verloren hatten. Die Angst aber, daß durch meinen Tod ihre ganze Schlechtigkeit ans Licht kommen könne, brachte sie auf den Gedanken, mich in der Nacht in den Fluß zu werfen und dann schleunigst das Land zu verlassen.
Doch Gott hatte Mitleid mit mir und bewahrte mich vor dem Unglück.

VIII. Lazarillos Zug zum Grabe. Seiner Henkersknechte reiche Erbschaft

Meine Henkersknechte dachten gar nicht daran, ich könnte nur scheintod sein, steckten mich also in einen großen Sack und hingen den quer über den Maulesel, so daß mein Kopf nach unten hing. Das war mein Glück, denn durch die Bewegungen des Maultieres kam alles Wasser, das ich geschluckt, heraus und ich fing allmählich wieder an zu atmen und zu leben. Ich wußte nun wohl, daß ich nicht mehr im Wasser meiner Kufe lag, aber ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand, noch weniger wohin ich kommen sollte. Da hörte ich aus ihren Gesprächen, daß sie mich zum Fluß schleppten, in den sie mich werfen wollten. Sie stritten sich noch, wo die tiefste Stelle wäre, die sie der Sicherheit halber finden wollten. Ein andrer aber wußte Rat; man brauche mir nur einen schweren Stein um den Hals zu hängen, dann blieb ich drunten und es drohe ihnen keine Gefahr.

Die Lebensgefahr, in der ich mich befand, entsetzte mich, und sobald ich Tritte anderer Leute hörte, ließ ich sie dicht herankommen und rief mit Leibeskräften: „Hilfe, Mörder und Totschlag, helft.“ Die Leute hörten es, die Nachtwache kam sofort herbei und umstellte das ganze Gefährt. Der Sack wurde befühlt und geöffnet und Lazarillo endlich befreit. Ich war steif wie ein gewässerter Stockfisch und vermochte kaum mein Glück zu äußern. Wir wurden mit samt dem Esel in einen Gewahrsam geführt. Die Fischer zitterten vor Angst am ganzen Leibe, ich aber kam in ein gutes Bett und wußte mich vor Freude über meine Errettung aus höchster Not nicht zu lassen. Die Fischer steckte man in ein unterirdisches Loch von Gefängnis.

Am andern Morgen wurden wir verhört. Die Fischer gaben zu, daß sie mich in der Kufe durch ganz Spanien geschleppt hätten, weil sie mich für einen Fisch gehalten und auch von der Obrigkeit eine Er-

laubnis dazu gehabt hätten. Sie sagten aber nichts, daß sie mich wie einen Hund an kurzer Leine geführt, daß ich mich nicht hätte bewegen können, daß mir jedes Wort unmöglich gewesen wäre und sie mich fortwährend zum Untertauchen gezwungen hätten.

Nun sagte ich den Richtern, mein Weib wohne in dieser Stadt. Es wurde geholt, um auszusagen, ob ich der Lazarillo von Tormes wäre, für den ich mich ausgab. Obwohl meine Frau mich nach kurzer Betrachtung ganz gewiß erkannt hatte, sagte sie nur, ich gliche wohl recht ihrem guten Gatten, aber sie könne doch nicht glauben, daß er es sei, er sei zwar auch ein rechtes Viech gewesen, aber viel eher eine Mücke, als ein Monstrum. — Und wie das meine Frau ausgesagt hatte, war sie auch schon mit einem Knicks vor den Richtern verschwunden. Nun rückte der Verteidiger der Fischer mit einer ganz unverschämten Anklage heraus. Er forderte meine Verbrennung, weil ich zweifellos verhext sei und das werde beim Feuertod sicher erkannt werden. Auf ein so dummes Geschwätz gingen die Richter jedoch nicht ein, sie verbaten sich solches Gerede und holten nun auf meinen Wunsch den Erzpriester herbei, weil der gewiß bestätigen werde, daß ich der Lazarillo von Tormes sei.

Wie der mich angesehen, leugnet er keck, mich zu kennen, weder nach Gesicht noch Gestalt. Freilich war ich im Gesicht eher grün als blaß und meine Haut war in dem Wasser runzlich wie eine Nußhaut geworden, aber ich merkte wohl, daß er mich nur verleugnete, weil ich ihm höchst ungelegen kam. So half ich seinem Gedächtnis etwas auf die Sprünge. Ich erinnerte ihn an gewisse Dinge und Vorkommnisse, von denen er in der Öffentlichkeit nicht gern etwas hören ließ. Ich frug ihn, ob er sich denn nicht erinnere, wie ich ihn eines Nachts nackt im Zimmer meiner Frau überrascht habe, wie.... Da unterbrach er mich gleich, denn er merkte, ich wollte noch mehr solcher Erinnerungen auffrischen, und gab zu, daß ich Lazarillo sei.

Obendrein kam auch noch der Kapitän, dem ich auf dem untergegangenen Schiffe gedient, und von dem auch er sich gerettet hatte, und bestätigte, daß ich sein Diener Lazarillo sei. Ja, er konnte sogar angeben, wo das Schiff gescheitert sei und die Fischer mich in ihren Netzen aufgefangen hätten.

Die Verhandlung war aus. Die Fischer wurden verurteilt zu zweihundert Rutenstreichen und zur Einziehung all ihrer Habe und ihres Gutes. Und nach Landrecht bekam davon einen Teil der König, den andern bekamen die Gefangenen, den dritten aber bekam Lazarillo. Da ihr Vermögen aus zweitausend Kronen, zwei Mauleseln und einem Wagen bestand, bekam ich auf einmal mehr Geld in die Hand, als ich noch je in meinem Leben gesehen hatte.

Ich war mit einem Male reich, lief eiligst zu meinen Freunden und goß mir schnell ein paar Gläser guten Weines hinter die Binde, um endlich den ekelhaften Wassergeschmack aus dem Munde los zu werden. Ich schickte nach einem schönen Gewand, stolzierte wie ein König vor Freunden und Feinden und aß und trank und ließ mir's wohl sein. Wie ich nun so üppig und stolz daherkam, wurden selbst meine Feinde freundlich, und die Freunde verhätschelten mich. Ich hielt mich nun vor allem Unglück gefeit und der Himmel hing mir voller Geigen. Plackerei macht demütig, aber Glück macht stolz. Zumal uns Spaniern geht's so. Wie jeder meiner Landsleute, hätte ich nicht mit dem König getauscht, so lange ich dreißig Dukaten in der Tasche hatte, und wenn ihr hier irgendeinen armen Schlucker fragt, wer er sei, wird er euch lang und breit erzählen, daß sein Stammbaum bis zu den Goten führt und daß ihn nur ein widriges Geschick zum Arbeiter erniedrigt habe. Wir Spanier sind alle so. Lieber verhungern wir, als daß wir richtig arbeiten. Ich kenne einen Kesselflicker von Salamanca, der jedesmal, wenn man ihn bei der Arbeit zuschaut, laut sein Los beklagt, jetzt so geringe Arbeit tun zu müssen, er, dessen

Familie vor vielen hundert Jahren schon eine der vornehmsten und reichsten Spaniens gewesen sei. Als ich aber später einen seiner Nachbarn frug, was das denn für eine berühmte Familie gewesen sei, erfuhr ich nur, daß sein Vater Handlanger bei einem Winzer und seine Mutter eine Wäscherin gewesen sei.

Doch genug. Ich kleidete mich jetzt wie ein Edelmann, mein Wams war von ungeschorenen Kammgarn aus Arras, mein Mantel aus gestreiftem Samt von Segovia und mein Degen war so lang, daß die Spitze immer auf dem Pflaster rasselte und alles nach mir umschaute. Trotz des glänzenden Äußern suchte ich nicht sogleich meine Frau auf, denn ich wollte ihr erst mal Sehnsucht nach mir machen und sie für die Verleugnung bestrafen. Ich bildete mir ein, sie würde nun bittere Reue darüber empfinden, und mich mit offenen Armen empfangen, wenn ich so großartig aufträte. Aber ein Mohr bleibt schwarz sein Leben lang. Sie hatte einen andern geheiratet und lag schwanger im Bett. Sobald sie mich sah, wurde sie wütend und schrie, man solle ihr sofort diesen gewässerten Fisch aus den Augen schaffen, sonst würde sie aufspringen und ihm die Augen auskratzen.

„Nur sachte, mein Schätzchen," erwiderte ich gelassen, „erkennt Ihr mich nicht als Euren Gatten an, gut, dann seid Ihr nicht meine Frau. Ihr gebt mir meine Tochter heraus und wir sind gute Freunde wie vorher. Ich bin jetzt reich genug, meiner Tochter die schönste Ausstattung zu geben." So sprach ich, denn mit meinen dreißig Dukaten fühlte ich mich wie Fortunat mit dem unerschöpflichen Beutel, aber ich war und blieb Lazarillo und mein Beutel war eher leer, als ich dachte. Meine Frau wollte von all dem nichts wissen, sagte kurz, ihre Tochter sei gar nicht von mir, und um das zu beweisen, holte sie den Priester mit dem Kirchenbuch, der zeigte mir den Eintrag. Daraus ging hervor, daß die Tochter um nur vier Monate später geboren war, als ich mich zum ersten Male mit meiner Frau eingelassen hatte. Darüber

war ich freilich nicht wenig erstaunt, denn ich lebte in der festen Einbildung, die Tochter sei von mir, wenn sie auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit mir hatte. Diese Erfahrung schlug dem Faß den Boden aus, ich schüttelte den Staub von meinen Füßen und ging aus dem Hause, als ob ich Mutter und Tochter nie gekannt hätte.

IX. Wie schändlich ein andrer Lazarillos Weib bestraft hat

Wie ich einige Zeit später mich in den Straßen ergehe, kommt mir eine alte Bekannte entgegen, um mir gleich ein Geheimnis auszukramen. Meine Frau habe inzwischen ihre Meinung geändert, ihr jetziger Gatte sei unleidlich roh und gebe ihr nicht was sie wolle. Ich wußte nicht, was ich von der Sinnesänderung halten sollte, wenn ich mir auch gleich sagte, das müsse die Wirkung meines Reichtums sein und ließ mir noch mehr berichten. Sie erzählte nun, der Erzpriester und mein Weib hätten alles hin und her überlegt und der Erzpriester habe meiner Frau geraten, ihren neuen Gatten davonzujagen und mich wieder aufzunehmen. Leider wäre aber die Besprechung der beiden nicht leis genug gewesen. Der neue Ehemann habe beide belauscht und sich eines Tages dafür gerächt. Und nun erzählte sie eine köstliche Geschichte: Der Mann habe eines Tages in seinem Olivengarten vor der Stadt zu tun gehabt und seine oder meine Frau habe ihm das Essen hinausbringen müssen. Draußen aber habe er sie gepackt, bis aufs Hemd ausgezogen, fest an einen Baum gebunden und sie elendiglich verbläut. Ja, das war ihm noch nicht genug, er packte alle ihre Kleider zusammen, nahm ihr die Ringe von Fingern und Ohren und ging mit dem Paket davon, um es zu versetzen. Die Frau aber ließ er nackt und jammernd am Baum angebunden stehen und sie wäre gewiß dort gestorben, wenn sie nicht der Herr Erzpriester, der seine Liebste während der Abwesenheit des Gatten grad gern bei sich gehabt hätte, gesucht und gefunden haben würde.
So was hatte ich meiner Frau freilich nie angetan und die Alte wußte das auch und erzählte, was sie einmal heimlicherweise von meiner Frau gehört habe. Ihr sei einmal in einer unglücklichen Stunde folgendes entschlüpft: „Ach, ich Unglückliche, weshalb sollte ich nicht den guten Lazarillo wieder bei mir aufnehmen, er ist bescheiden wie ein

alter Käse, nimmt vorlieb mit dem, was man ihm gewährt und läßt mich machen was ich will."
Diese Worte rührten mich zu Tränen und brachten mich ganz aus der Fassung. Es fehlte nicht viel und ich wäre dem Rat der guten Alten gefolgt, doch ich ging erst mal zu meinen Freunden, um mit ihnen diese Sache zu besprechen.

X. Lazarillos Klage wegen Ehebruch Des armen Teufels bittere Buße

Als ich zu meinen Freunden kam und ihnen auseinandersetzte, daß und weshalb ich am liebsten zu meiner Frau zurückkehren möchte, da wurde ich schön ausgelacht. Einer übertraf den andern mit schlechten Witzen, sie stellten mich als einen Waschlappen ohne Witz und Verstand hin, der es noch fertig brächte, dieser läufigen Hündin nachzulaufen, kurz, bald schwor ich ihnen, nie wieder auf einen solchen Gedanken zu kommen. Aber ich hatte noch längst nicht meine Freunde durchschaut, deren Zahl mit jedem Tag zunahm, so lange ich Geld springen lassen konnte. Sie taten, als ob sie mein Bestes wollten und waren doch nur darauf aus, mich so gründlich wie möglich zu rupfen. Sie redeten mir ein, ich müsse der schmutzigen, dreieckigen Geschichte mit dem Erzpriester ein Ende machen und mich gründlich von dem Gerede befreien, ich sei der größte Waschlappen. Ich müsse dem Erzpriester und meinem Weibe den Prozeß machen, das koste mir keinen Kreuzer, denn sie seien Justizbeamte und wüßten mir, als ihrem guten Freunde, beizustehen. Sie schlugen mir die tollsten Wetten vor, um mich sicher zu machen, der eine, ein Anwalt, versprach mir vom sicheren Gewinn hundert Dukaten, der andere, ein Verteidiger aller Dirnen, versprach mir gar das doppelte, der dritte erinnere sich, sagte er, aus seiner Gerichtsdienerzeit an einen Prozeß, der viel weniger klar und viel zweifelhafter als dieser gewesen sei und er habe doch dem Ankläger einen riesigen Gewinn gebracht und höchstes Ansehen. Er sei deshalb überzeugt, daß es der Erzpriester gar nicht zum Prozeß kommen lassen würde und ihnen allen die Hände so gut schmieren würde, daß sie lachen könnten. Dann aber würde ich reingewaschen und ehrenvoll außerdem aus dem Handel herausgehen.

Sie steigerten meine Erwartungen so sehr, schilderten die Aussichten

so günstig, daß ich ihnen mein Wort gab, noch bevor ich Zeit zur ruhigen Überlegung gefunden. Trotzdem dachte ich noch immer bei mir, es wäre besser zu verzeihen, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben und dem Worte zu folgen „Liebet eure Feinde!“ Hatte mir doch mein liebes Weib eigentlich nie einen häßlichen Streich gespielt, war ich doch vielmehr erst durch sie in die Höhe gekommen und in der ganzen Stadt als der friedfertige Lazarus bekannt geworden.

Übrigens weiß nur der liebe Gott, ob die Tochter, die sie mir abspricht, von mir ist oder nicht. Wir Menschen wissen nichts gewiß und wer weiß, wie viele Leser meiner Memoiren, die sich bei dieser Geschichte bucklig lachen, ziehen selbst den Sohn eines andern auf und schuften und rackern sich ab bis zum Tode, um den zu bereichern, der ihnen die Ehre genommen und Hörner aufgesetzt. Es denkt nun mal jeder Mann, nichts auf der Welt sei so sicher, als die Treue seiner Frau. Mag also jeder bei der guten Meinung bleiben, so lang er mag. Doch ich habe gut reden, denn ich blieb jeder Vernunft verschlossen und verklagte ohne weiteres Bedenken den Erzpriester und mein Weib. Und da ich Geld hatte, konnte ich sie sogar innerhalb vierundzwanzig Stunden verhaften lassen.

Die Freunde sagten mir, vor allem solle ich es ja nicht aufs Geld ankommen lassen, denn was der Prozeß auch koste, müsse ja doch niemand anderes als der Erzpriester zahlen. Um also dem eine möglichst teure Suppe einzubrocken, machte es mir ordentlich Vergnügen, recht viel Auslagen für Zeugen, Aussagen, Nachforschungen usw. draufgehen zu lassen.

Infolgedessen ging alles flott voran, alles, was ich zu meinen Gunsten für nötig hielt, wurde schnellstens besorgt. Freilich kostete das alles schmählich viel Geld, meine Helfer und Freunde taten nicht den kleinsten Schritt umsonst, die Zahl der Helfershelfer nahm immer noch zu, mein Beutel aber nahm sichtbar ab.

Die Beweisführung war leicht, eines Nachts hatte die wachsame Polizei die beiden auf frischer Tat ertappt und sie vom Bett weg und halb nackt ins Gefängnis abgeführt. Nun war ich des Sieges gewiß. Die Aussagen der vielen Zeugen waren überdies glaubwürdig, bald konnte es zur Verhandlung kommen. — Aber da merkten meine guten Freunde, die Advokaten, Richter und Staatsanwälte, daß meine Geldmittel nachließen, sie machten jeden Schritt von neuen Zahlungen abhängig und verlangten von mir immer mehr Unterstützung. Durch den Aufschub, den auf diese Weise mein Prozeß erlitt, bekam der Erzpriester Wind von meinen Schwierigkeiten und er fing nun statt meiner an, ganz dieselben Leute für sich zu schmieren, die bisher für mich ausgesagt hatten. Nun ging wie bei der Uhr das eine Gewicht ebenso in die Höhe, wie sich das andere senkte. Innerhalb von vierzehn Tagen war der Erzpriester mit meinem Weibe bereits wieder aus der Haft entlassen und acht Tage später wurde gar der arme Lazarillo auf Grund falscher Zeugnisse verurteilt, im Hemd öffentliche Abbitte zu leisten, um dann aus der Stadt verbannt zu werden. Das war die Strafe für meine Dummheit: mit zwanzig Dukaten glaubte ich einen verklagen zu können, der das Geld mit Scheffeln mißt. Jetzt hatte ich so viel Kosten zu bezahlen, daß mir nicht mal das Hemd auf dem Leibe blieb und ich mich nackt davontrollen mußte. Ich suchte mir aus dem Kehricht ein paar Lumpen zusammen und bei den Ärmsten den letzten Rest von Trost.

Aber wenn mich auch das Glücksrad von voller Höhe hinuntergestürzt hatte, fand ich mich doch in meine Lage, zumal ein gutes Weinjahr war und ich manchen guten Schoppen schon in aller Frühe von mitleidigen Bauern bekam, so daß ich oft schon nüchtern in fröhlichste Stimmung geriet und nicht mit allen Reichen hätte tauschen wollen. Wie herrlich, dacht ich mir dann, ist's doch so ohne jede Sorge um Hab und Gut, Essen und Trinken, Schlafen und Wohnen durch Gottes

schöne Welt zu wandern. Nicht Könige, nicht Philosophen kamen mir so bevorzugt vor. Ja, die Philosophen fliehen den Besitz, um Himmel und Welt besser kennen zu lernen, ich aber dachte, wenn du nur zu essen und zu trinken hast, so fehlt dir nichts.

XI. Wie Lazarillo bei einem frechen Dirnlein um seinen Lohn kommt

Fragt einen Gelehrten, weshalb Fliegendreck auf einer weißen Wand schwarz und auf einer schwarzen Wand weiß aussieht, so weiß er keine Antwort. Und wenn er ja eine findet, weiß er auf tausend andere Fragen doch keinen Bescheid. Wer eben Meister seines Fachs heißen will, muß den Zusammenhang aller Dinge kennen.

Bis auf die Haut verarmt, frug ich einen Bettler, der sein Handwerk aus dem ff verstand, wie ich's nun wohl machen müßte, um gut durchs Leben zu kommen. Er riet mir: „Sei fleißig wie Martha und faul wie Maria, dann brauchst du nicht viel Staub zu schlucken." Das heißt, sagte ich mir, mach einen Späher für Spitzbuben oder einen Bordellwirt oder Packträger, das ist doch noch was Besseres als betteln. Er hatte nämlich erst tags zuvor nach zwanzig Jahren Bettelei, zweihundert Rutenstreiche bekommen und fluchte auf sein Handwerk. Ich dankte ihm, befolgte seinen Rat, ging nach Madrid, kaufte mir ein Ende von Strick, stellte mich mitten auf den Platz und fühlte mich so als Packträger schon zufriedener als eine Maus im Mehlsack.

Bald kam eine Jungfrau daher — Gott verzeih mir's, wenn ich ihr unrecht tue — die etwa achtzehn Lenze zählen mochte und züchtiger tat, als eine Klosternovize. Ich sollte ihr folgen und sie führte mich durch so viele Gassen und Gäßchen, daß ich schon meinte, sie wolle mich zum Narren halten. Endlich traten wir in ein Haus, dessen Zweck sich nicht verleugnen ließ durch die Kleidung und Aufführung der Frauen, die darin wohnten. Auf ihrem Zimmer frägt mich die Dirne, ob sie mich für die Arbeit entschädigen solle, bevor ich wieder hinausging. Aber ich sagte ihr, sie solle mich erst bezahlen, wenn ich dort wäre, wohin ich ihr etwas tragen sollte. Ich nahm also das Paket unter den Arm und folgte ihr bis zum Tore der Stadt, wo sie einen Post-

wagen nach Negera nehmen wollte. Das Paket war leicht, es waren nur Schminktöpfe und Parfümfläschchen darin. Auf dem Weg bis zum Wagen erzählte sie mir, sie sei schon acht Jahre bei diesem Handwerk, ihr erster Liebhaber sei ein Offizier gewesen, der habe sie dann an eine Alte empfohlen, die sie mit allem vertraut gemacht habe, was ihr noch fehle, dann habe sie mit einem jungen reichen Edelmann gelebt, der aber sehr bald gestorben sei, nachdem er ihr sein Geld vermacht habe. Als sie dann alles Geld verbraucht habe, hätte sie eben so arbeiten müssen, wie ich jetzt sähe. Inzwischen kamen wir zu dem Wagen. Behend sprang sie hinein. Ich bat sie um meinen Lohn. Sie aber holte nur mit der Hand aus und gab mir eine Maulschelle, daß ich mich im Kreise herumdrehte. „Bist du denn," fuhr sie mich höhnisch an, „noch so kindlich, von Mädchen meiner Sorte Geld zu verlangen, habe ich dir nicht gesagt, bevor wir gingen, du solltest dich mit mir bezahlt machen?"

Da stand ich nun wie ein begossener Pudel und dachte mir, wenn mein neuer Beruf immer so viel einbringen würde, wie der Anfang versprach, konnte ich ja im Laufe der Jahre auf einen unermeßlichen Verdienst rechnen.

XII. Wie Lazarillo nun im Namen Gottes arbeitet und belohnt wird

Zum Glück kam bald ein anderer Reisewagen von Alcala de Henares an. Studenten und Mönche stiegen aus, und ein Franziskaner fragte mich, ob ich ihm nicht seinen Sack zum Kloster tragen wollte. Ich war gern dazu bereit, hier fühlte ich mich doch vor einem Betrug, wie ihn jene kleine Hure eben an mir verübt hatte, sicher. Der Pater hob mir den Sack auf die Schultern, er war so schwer, daß ich fast zusammenbrach, doch Hoffnung auf guten Lohn gab mir Kräfte.
Endlich konnte ich an der Klostertür meine schwere Last abgeben. Der Mönch nahm sie herunter, nickt mir ein „Deo gratias" zu und verschwindet hinter der Klostertür. Ich warte, bis er wieder herauskommt, um mich zu bezahlen. Allmählich dauert's mir zu lange, ich klopfe an der Tür; unwilliger noch als ich war, kommt der Pförtner heraus und fragt, was ich wolle. „Ich bitte um meinen Trägerlohn, weiter nichts." Er aber sagt, ich solle in Gottes Namen weggehen, denn Klosterleute zahlten kein Geld. Nun schlägt er die Türe zu und droht mir mit Hieben, wenn ich nicht mache, daß ich fortkäme. Noch immer begriff ich nicht ganz die Antwort, dachte an einen Irrtum und blieb ganz verdutzt vor der Pforte stehen. Ein Bettler, der in der Nähe stand, tröstete mich: „Mein Lieber, geh nur ruhig heim, die Brüder haben kein Geld und leben nur von Almosen." „Ach was," sagte ich, „die sollen leben, wovon sie wollen, was geht das mich an, aber ich will für meine Arbeit bezahlt werden und will ihnen schon zeigen, mit wem sie's zu tun haben."
Wie ich immer lauter schimpfte, kommt ein riesiger Laienbruder aus der Tür, stürzt auf mich los, wirft mich nieder, setzt die Knie auf mich und verprügelt mich mit meinem Strick, daß mir war, als ob der Glockenturm von Saragossa auf mich zusammengestürzt wäre.

Ich mochte wohl eine Stunde so daliegen, denn erheben konnte ich mich nicht so leicht, überdies nahm mir das Bewußtsein meines ständigen Unglücks alle Lust, mich zu erheben. Konnte denn so ein Hüne von Laienbruder nicht besser dem König dienen, als nur die Almosen der Armen verschlingen, dieser Taugenichts?

Von dem Tage an haßte ich die Laienbrüder. Aber als mir die gute Antwort einfiel, die unser Kaiser Karl V. einst einem Ordensgeneral gegeben, da mußte ich doch etwas lachen. Der General bot dem Kaiser zwanzigtausend Mönche im jugendlichen Alter für Kriegszwecke an. Aber der Kaiser lehnte dankend ab, denn er könne nicht täglich zwanzigtausend volle Fleischtöpfe für sie herbeibringen. Er wußte ja, daß die Brüder mehr bei der Tafel, als bei der Arbeit leisten.

Ich mußte nun doch weiter wandern, aber halbtot, machte ich es mit mir selbst, wie mit einem plötzlich Gestorbenen. Ich wartete noch vierundzwanzig Stunden, bevor's zur Beerdigung ging.

XIII. Lazarillos tragische Erlebnisse mit einem riesigen Koffer

Halbtot von Hunger und Prügeln schleppte ich mich so weiter und lief einer alten Betschwester in die Hände, die Zähne hatte, länger als die Hauer eines Ebers. Sie sagte mir guten Verdienst zu, wenn ich ihr einen großen Koffer ins Haus ihrer Freundin tragen wollte. — Die Aussicht auf Geld bestimmte mich sofort ja zu sagen, wenn ich auch noch so sehr über die Last erschrak, die ich tragen sollte, denn es lag jetzt viel näher, daß ich mich selbst tragen ließ. Ich lud mir also mit vieler Mühe die lange Kiste auf die Schultern und die gute Dame legte mir noch die größtmöglichste Sorgfalt ans Herz, damit doch ja keine von den vielen Flaschen im Koffer zerbräche. Ich beruhigte sie, ich würde so sachte wie möglich gehen, denn ich konnte schon gar nicht anders und war froh, wenn ich mich nur selbst weiterschleppte. Die Alte ging vor mir her, und als wir im Hause ankamen, wurde unsere Ladung von der hübschen, jungen, trefflich gebauten Tochter des Hauses mit größter Freude begrüßt. Ich mußte den Koffer gleich in ihrem Zimmer aufstellen, die Alte übergab der Tochter mit großer Wichtigkeit den Schlüssel zum Koffer, endlich küßte sie das junge Ding zum Abschied und flüsterte ihr einiges ins Ohr, wobei das junge Mädchen im ganzen Gesicht ordentlich zu glühen anfing. — Als sich die Alte dann von den Eltern des Mädchens verabschiedete, bat sie um Verzeihung für die Störung, die sie ihnen durch den Koffer gemacht habe, sie würde ihn abholen lassen, sobald sie von ihrer kleinen Reise zurück sei.

Draußen gab mir die Alte vier Kreuzer und trug mir noch ganz leise auf, am andern Morgen wieder hierher zu kommen, dann bekäm ich noch mal so viel. Ich war wieder mal ganz zufrieden, gab drei Kreuzer für mein Nachtmahl aus und den Rest für das Nachtlager. Mit den

vier Kreuzern in der Tasche fühlte ich mich wie ein Gott in Frankreich, mutig wie Roland und stärker als Herkules. Ist kein Wunder, liebes Geld, wenn dich so viele Menschen zum Gott machen, du bringst ja doch allein alles fertig, kannst Städte verteidigen und verwüsten, gründest Königreiche und zerstörst sie, führst die Menschen zur Tugend und zum Laster, bewahrst den Jungfrauen ihre Keuschheit und raubst sie ihnen, bist Erfinderin aller Übel, Künste, Wissenschaften und Verbrechen und machst schließlich alles, was schwer ist, leicht.
Ich hatte endlich einmal in einem richtigen Bett geschlafen und ging am andern Morgen erfreut zu der Alten, wie sie mir befohlen hatte. Ich mußte mit ihr den Koffer wieder von dort abholen, wohin ich ihn getragen hatte. Dort erklärte sie dem Vater des Mädchens, weshalb sie schon wieder zurück sei und den Koffer wieder brauche. Die Tochter des Hauses schien ganz aufgeräumt, gab unter Küssen und Umarmungen den Schlüssel des Koffers zurück und flüsterte strahlenden Auges der Alten noch einige freundliche Worte zu. Beide legten mir nun den Koffer mit größter Vorsichtigkeit, als ob das zarteste Gut der Welt drin wäre, auf den Rücken, damit ich ihn gut aus dem Hause brächte.
Wie ich nun die Stufen der Treppe hinuntersteige, muß mir der Teufel etwas in den Weg gelegt haben, kurz, ich stürze und falle der Länge nach mit dem Koffer die Treppe hinunter, wo gerade die Eltern des Mägdleins stehen und dem Transport zuschauen. Bei dem großen Fall aber war der Koffer aufgegangen und — o Wunder — ein junger, fescher Kavalier, mit Degen und Dolch angetan, kollerte heraus.
Kaum konnte ich ihn genauer anschauen, denn ich hatte mir Nase und Bein gebrochen, jedenfalls war er elegant gekleidet und mit den besten Manieren verbeugte er sich vor der Familie, um gleich darauf aus dem Hause zu verschwinden.
Vor Schreck und Überraschung waren die Eltern der jungen Dame

sprachlos und starr, bis sie endlich zu sich kamen und die Brüder herbeiriefen, die nun mit dem Degen in der Hand und mit großen Worten im Maul dem Verführer ihrer Schwester nacheilten.
Doch die kamen bald, schweißgebadet, unverrichteter Dinge heim und erschöpften sich in großen Reden, was sie mit dem Übeltäter tun würden, wenn sie ihn erst erwischt hätten. Die Eltern aber suchten ebenso vergeblich nach der Kupplerin, die den Koffer herbei hatte bringen lassen. Sie war natürlich längst in der ersten Aufregung aus dem Hause verschwunden, mitsamt dem sauberen Töchterchen. Also blieb nur ich am Platze als das einzige Opfer des ganzen Skandals. Da ich mich nicht vor Ach und Weh erheben konnte, ahnte mir schon, was mir für Leid bevorstände. Und schon kamen die Gassenbuben über mich und schlugen auf mich los, als ob sie einen Stockfisch mürbe machen wollten. Endlich kam der Vater herbei, trieb die Buben auseinander und versprach mir seinen Schutz, wenn ich offen sagen wollte, wer der Schänder seines Hauses sei.
Woher sollte ich das wissen? Noch nie in meinem Leben hatte ich den Galan gesehen, bevor er aus dem Koffer gepoltert war. Aber weil ich nichts zu sagen wußte, erntete ich von neuem Prügel. Um jedoch endlich einmal Ruhe zu bekommen, sagte ich ihnen, wenn sie mich nicht mehr schlagen wollten, würde ich ihnen etwas erzählen. Da hörten sie gleich auf und lauschten auf meine Worte: „Seinen Namen," sagte ich, „weiß ich nicht, ich weiß auch nicht, wie die Straße heißt, in der er wohnt, wenn ihr mich aber aufhebt und auf die Straße tragen wollt, will ich euch das Haus zeigen, wo er wohnte."
Das war nun freilich gelogen, denn ich wußte einfach nichts von dem Galan, aber so nur konnte ich hoffen, meinen Peinigern auszukommen. Ihre Freude, ihre Erwartung auf den Fang war groß. Sie schnallten sich Degen und Dolche um und schleppten mich nun durch die Straßen, nachdem sie mich mit einem Glase Wein gestärkt hatten.

Wer mich so weiterschleppen sah, dachte, ich käme ins Gefängnis oder ins Lazarett, und das Gefängnis wäre mir auch sicher gewesen, wenn ich den Versuch hätte machen wollen, mich zu befreien von dieser rabiaten bewaffneten Gesellschaft von Vater, Mutter, Brüdern und Verwandten einer Verführten. Wir waren schon durch alle möglichen Straßen und Gassen gezogen, ohne daß mir ein rettender Gedanke gekommen wäre. Je öfter sie mich frugen, ob ich ihnen denn endlich das Haus des Verführers zeigen wollte, um so ratloser wurde ich. Da fiel mir ein recht affektierter Stutzer auf, dessen Kleidung aber so fadenscheinig war, daß ich seiner Eleganz gleich nicht recht traute. Tatsächlich war es der Schuft von Hochstapler, der Junker, der mir einst meine sämtlichen Kleidungsstücke geraubt hatte und gewiß grad wieder auf der Suche nach einem Dummen war, ohne den die Hochstapler kein Geschäft machen könnten. Jetzt, dacht ich, kommt endlich meine Rache. Niemals kam sie mir gelegener als jetzt. Ich nahm also die Gelegenheit beim Schopfe, zeigte, um von meinen Quälgeistern los zu kommen, auf meinen Junker und sagte ganz leise: „Gebt acht, meine Herren, da kommt wahrhaftig der Galan, der eurem Hause solche Schande gebracht hat. Er hat wohlweißlich seine Kleider gewechselt, aber ich bin meiner Sache ganz gewiß, ergreift ihn, ehe er eure Absicht merkt."

Kaum hatt' ich's gesagt, stürzt sich die ganze Gesellschaft, die gerüstet war wie die St. Georgs-Gilde, auf den Junker, packt ihn, ohne lang zu fragen, wer er sei, wirft ihn auf die Erde und haut auf ihn los. Es fehlte nicht viel und er wäre schon von einem Degen durchbohrt worden, wenn ihn nicht der Vater daran gehindert hätte.

Jetzt kam auch die Polizei herbei, sie fesselten den Schuft und eine Menge von Gaffern hatte uns umstellt. Ich nahm das Durcheinander, in dem mein Junker noch genug Püffe und Hiebe abbekam, wahr und drückte mich, so schnell ich konnte. — Mein edler Junker und

Straßenräuber muß mich aber wohl bemerkt und erkannt haben, denn ich hörte aus all seinem Jammern deutlich die Worte heraus, „ich will ihm ja gern zwei Kleider bezahlen, wenn ihr mich nur loslaßt“. Das mag meinen Peinigern rätselhaft genug vorgekommen sein — jedenfalls nützte ihm alles Schreien und Beschwören nichts, er kam ins Gefängnis. — Weiter weiß ich nichts von ihm, denn ich verließ schleunigst Madrid und hing Strick und Beruf des Gepäckträgers an den Nagel.

XIV. Lazarillo erlauscht Wichtiges und findet das geflohene Liebespärchen wieder

Nicht weit von Madrid geselle ich mich zu ein paar armen Schluckern, die in der Sonne sitzen, sich die Läuse absuchen und sich dabei allerlei Neuigkeiten erzählen. Ich lauschte und hörte meine Geschichte mit dem Liebeskoffer. Auf diese Weise erfuhr ich das weitere Schicksal meines Junkers. Er hatte den Nachweis erbracht, daß er gar nicht jener gesuchte Galan sein könne, denn er war an jenem Tage gar nicht aus dem Hause gekommen und hatte gar keine Kleider zu wechseln, aber wenn man ihn auch aus der Haft entließ, war er doch wenigstens aus Madrid verbannt worden. Ich hätte ihm eine andere Strafe gegönnt; und mußte nun noch mehr auf der Hut sein, erkannt zu werden, denn ich hatte seine Rache zu fürchten.
Ich machte mich so unkenntlich, daß die eigene Mutter nicht auf den Gedanken hätte kommen können, ich wäre ihr Sohn. Ich pappte mir ein großes Pflaster über das eine Auge, stutzte meinen Bart ganz närrisch zu und nahm Haltung und Gang eines alten Mannes an.
So machte ich mich auf den Weg nach meiner alten Heimat an den Ufern des Tormes, um zu guter letzt dort mein Glück zu versuchen. Nicht weit vom herrlichen Eskurial stoße ich auf einen Trupp von Zigeunern mit ihren Weibern. Offenbar hielten sie mich für einen von ihrer Gilde, meine Kleider waren zerlumpt und mein Gesicht sah verwegen genug aus. Aber da sie nicht ganz sicher waren, hielten sie erst eine Beratung über mich ab. Dann fragte mich ein Alter, wo ich her wäre und wohin ich gehen wollte. Als ich sagte, ich sei von Tejares, lud er mich als Landsmann gleich zum Mahle ein und ich hatte zum Dank nichts weiter zu tun, als mein Leben und meine Abenteuer zu erzählen. Und ich erzählte frisch, kurz und bündig drauf los. Die Gesellschaft hörte voll Aufmerksamkeit und Ruhe zu, wie ich

aber von der Wasserkufe erzählte, und wie ich sie zum Umkippen gebracht, und wie durch das Wasser ein Liebespaar, das unter mir im Bett lag, aufgeschreckt sei, da lachten alle miteinander, besonders aber ein junges Paar, das konnte sich kaum beruhigen vor Lachen und alle schauten es an und zwinkerten ihm zu.
Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte, aber jener Zigeuner aus meiner Heimat erklärte mir die Sache. „Wißt, die beiden, die da am meisten lachen, das sind die zwei, die sich aus dem Fenster retten mußten, als die Sintflut Eurer Wasserkufe über sie kam. — Und nun sollen sie Euch erzählen, was aus ihnen geworden und wie sie zu uns gekommen sind."

XV. Die romantische Erzählung der jungen Zigeunerin

Die schöne, jugendliche Zigeunerin bat die ihren um Gehör für ihre Worte, und mit ruhiger, doch zarter und einschmeichelnder Stimme erzählte sie ihre Geschichte.

„In jener Nacht, da ich meines Vaters Haus verließ oder vielmehr mich durch die Flucht aus dem Fenster retten mußte mit diesem Herrn Urvez, der hier neben mir steht und alle meine Worte auf ihre Wahrheit prüfen soll, da wurden wir beide ergriffen. Ich kam in ein dunkles, schmutziges Gemach, mein Schatz aber in ein unterirdisches Loch. Doch da er nachweisen konnte, daß er ein Student war, und seine Freunde ihn loskaufen konnten, war er bald wieder in Freiheit.

Ich aber blieb in Haft. Dem Hauptmann aber der Wache, ein junger und fescher Mensch, gefiel offenbar meine Larve und Gestalt, und so wurde ich bald mehr die Gefangene seines Herzens, als der Justiz. Mein Gefängnis wurde der reine Liebesgarten. Meine Eltern taten alles, was sie konnten, obwohl sie über meine Liebesgeschichte höchst entrüstet waren, um mich frei zu bekommen, der Hauptmann aber tat alles, um mich in seiner süßen Haft zu behalten. Natürlich wollte auch mein Herr und Schatz, dieser Herr Urvez hier, mich so bald als möglich wieder besitzen, er schlich um das Gefängnis herum wie ein Hühnerhund um den Busch, und endlich gelang es ihm auch, durch eine ganz gerissene Kupplerin, mit mir zu reden. Die steckte ihn nämlich in das Kleid einer Magd, verhüllte ihm Gesicht und Bart unter einem dichten Schleier, und auf diese Weise unterrichtete er mich, wie ich den Weg zur Freiheit finden sollte.

In der andern Nacht wollte der Graf Mirandola ein Fest geben, auf dem Zigeunerinnen ein Ballett tanzen sollten. Mein Schatz, der sich den Namen Canil für diesen Zweck beigelegt hatte, machte nun mit den Zigeunern aus, wie sie ihm bei meiner Befreiung helfen sollten.

Ich aber ließ mir inzwischen vom Hauptmann mehr Zärtlichkeiten gefallen als je und wußte ihn wieder durch Zärtlichkeiten so verliebt zu machen, daß er mir mehr versprach, als ein Schiffbrüchiger sich Gutes vornimmt, wenn er in höchster Not ist. Er wurde so willfährig, daß ich mir von ihm erbitten durfte, was ich wollte, mit Ausnahme meiner Freiheit, denn er wollte lieber sterben, als ohne mich leben. Ich versicherte ihm meine größte Dankbarkeit und Liebe; ihn treulos zu verlassen, sei mein Tod, aber er möchte mir nur erlauben, das Fest beim Grafen am nächsten Abend zu besuchen. Das schien ihm freilich erst schier unmöglich, aber da er ganz närrisch in mich verliebt war und nicht sein Wort brechen wollte, versprach er mir alles, was ihm nur möglich sei. Zum Glück war auch der Wachtmeister in mich verliebt. Er hatte den Wachen befohlen, mich denkbar gut zu behandeln und nur dafür Sorge zu tragen, daß mich niemand entführe. Damit ich aber unerkannt aus dem Gefängnis auf den Ball kommen konnte, verkleidete mich mein Hauptmann als Pagen, er schenkte mir ein gar prächtiges Gewand aus grünem Samt, aufs rèichste mit goldenen Litzen verziert, dazu einen prächtigen Mantel, der mit goldgelber Seide ausgeschlagen war. Ein goldener Degen und Dolch gab mir das vornehmste Aussehen und meine Mütze war prächtig geschmückt mit Reiherfedern und einer Schnur von Edelsteinen.

So ging ich mit ihm zum Fest, wo schon viele vornehme Damen und Herren versammelt waren. Die Damen waren vielfach verschleiert und manche der Herren hatten ihr Gesicht halb verhüllt durch den umgeschlagenen Mantel. Ich fand natürlich auch meinen Freund Canil dort, er kam wie zufällig auf mich zu und richtete es zumeist so ein, daß ich zwischen ihm und dem Hauptmann das Fest genoß.

Der Tanz der Zigeuner war im besten Zug, da fingen einige an, sich zu hänseln, es kam zum Wortstreit, schließlich zog einer den Degen und schlug damit seinen Gegner so heftig auf den Kopf, daß das Blut

in Strömen floß, als ob man einen Stier geschlachtet hätte. Anfangs hielten das alle für einen Scherz, der zum Spiel gehörte — und eine Maskerade war es ja auch — aber vielen kam die Sache doch nicht geheuer, sogar gefährlich vor und die Polizei wurde gerufen. Nun griff alles nach dem Degen, auch ich griff nach dem meinen, aber da ich nie so ein Ding in die Hand genommen, machte mir das selbst mehr Angst, als irgendeinem andern. Der Übeltäter wurde schließlich verhaftet und dem Hauptmann, dem die ganze Sache sehr unangenehm war, übergeben. Wie er den Raufbold abführt, flüsterte er mir noch zu, ich solle ja nicht merken lassen, wer ich wäre und mich in einen Winkel verstecken, bis er wiederkäme und mich abhole, denn er hatte Angst, ich könnte erkannt und entführt werden.

Sobald er aber aus dem Haus war, ergriff mich mein Schatz, der sich immer in meiner Nähe gehalten hatte, bei der Hand, im Nu waren wir auf der Straße, und einer von diesen Herren, die Ihr hier um mich seht, führte uns in unser Quartier. So gut also hatten uns die Zigeuner bei meiner Befreiung geholfen.

Der Verwundete aber hatte nur gewartet, bis wir uns geflüchtet hatten. Nun stand er, den schon längst alle für tot gehalten hatten, lachend auf, verneigte sich vor der ganzen Gesellschaft und erklärte ihnen, der Maskenscherz sei trefflich gelungen, das Spiel sei nun aus. Dabei nahm er eine Art Kappe vom Haupte, in der eine Schweinsblase verborgen war, die war nämlich mit Ochsenblut gefüllt gewesen und bei dem Degenhieb, ganz programmgemäß, zerplatzt, ohne daß der Zigeuner im geringsten verwundet worden wäre. Jetzt erst setzte in der Gesellschaft ein befreiendes, fröhliches Lachen ein, und alle erklärten das Komödienspiel für vortrefflich.

Nur der Hauptmann war mit dem Spiel nicht zufrieden, ja, er merkte bald, daß er es verloren. Sobald er zurückkam, frug er überall nach dem schönen Pagen im kostbaren grünen Gewand. Der war ja längst

davon und er sollte ihn gewiß nicht wieder finden. Eine Zigeunerin, die natürlich ganz im Spiel war, fragte der Hauptmann, ob sie den Pagen gesehen, wie er das Haus verlassen habe. ‚Ja,‘ sagte sie, ‚er ging Arm in Arm mit einem andern Herrn weg, und ich hörte, wie sie einander sagten, nach San Salvadore zu gehen.‘ Daraufhin stürzte der Hauptmann in dieser Richtung aus dem Haus, um den Pagen noch einzuholen, aber da das gerade die entgegengesetzte Richtung war, in der wir geflohen, hat mich der gute Narr vergeblich gesucht. Das kostbare Gewand, das mir der Hauptmann verehrt hatte, versetzte ich und bekam dafür und für die Diamantenschnur des Hutes viele hundert Taler. Davon gab ich, wie wir's versprochen hatten, diesen braven Zigeunern hier, die Hälfte.
Das also ist die Geschichte meiner Befreiung.“
Die schöne Braut bot mir noch irgend etwas an, weil ich ihnen meine Geschichte so offen erzählt, und einer der ältesten Zigeuner führte mich auf den rechten Weg. So trollte ich nun nach Valladolid.

XVI. Ein folgenschweres Wiedersehen des Liebchens mit dem großen Koffer

Nicht weit von Valladolid sehe ich vor einem Wirtshaus die alte Kupplerin mit dem Dirnchen, der ich jenen schweren Koffer zugetragen. Ihr Galan rief sie grad herbei, sie möchten zum Essen kommen. Da ich mich ganz unkenntlich gemacht hatte, ahnten sie nicht, wer ich sei, ich aber wußte ganz genau, daß ich's mit dem Galan und der Kupplerin zu tun hatte, für die ich so viel schon durchgemacht.

Um ihre Mildtätigkeit auf die Probe zu stellen, trat ich in meinen Lumpen vor sie hin, aber ich merkte gleich, daß eher noch ich ihnen was zu geben hatte, als sie mir. Immerhin hatte der Galan für sich und seine beiden Schönen ein Mittagsmahl bestellt. Es war nichts weiter als ein Stückchen Schweinsleber, das ich mit einem einzigen Happen verschlungen hätte. Sie aber taten, als ob sie an einer fürstlichen Tafel säßen und als ob man vom Schwatzen und Schmatzen satt werden könne. Nun frug ich, um den Leutchen zu imponieren, den Wirt, ob er für mich etwas zu essen habe. Aber er traute begreiflicherweise meinem Geldbeutel nichts zu und sagte ziemlich hochnäsig, er gäbe für Geld viel Gutes her. Ich pochte auf den Sack und bestellte ein Ziegenviertel, weil ich gehört hatte, das sei dem vornehmen Galan zu teuer gewesen. Ich nahm, weil mir das Spaß machte, grad vor der Gesellschaft Platz und ließ mir's trefflich schmecken. Jeden Bissen, den ich in den Mund schob, verschlangen die sechs Augen vor mir mit. Das Dirnchen wurde neidisch und machte ihrem Liebsten Vorwürfe, weil er keinen Ziegenbraten bestellt wie dieser Bettler. „Ja," sagte er, „ich habe beim Wirt nach Rebhühnern und Fasanen gefragt, aber von all dem hat er nichts mehr gehabt."

Mir schmeckte es um so besser, je mehr die drei heißhungrigen Augenpaare mir jeden Bissen im Munde nachzählten und schmatzte und

wischte mir mit der Zunge den Mund ab, daß es nur so eine Art hatte. Aber die wußten sich auch zu helfen. Eh ich's mich versah, war schon die Hand der kleinen Mätresse auf meinem Teller, und mit einem schnippigen „Ihr erlaubt wohl" hatte sie ein großes Stück erwischt und in den Mund gesteckt. Die Kupplerin und der Galan folgten ihrem Beispiel und gratulierten mir zu dem schönen Braten, den sie, wenn sie nur davon gewußt hätten, auch gern bestellt und bezahlt haben würden. Dabei wurde natürlich mein Teller zusehends leer, und um nur zu retten, was noch zu retten war, schob ich auf einmal alles Fleisch, was noch übrig war, in meinen Mund, daß ich vollgepfropft und ich nicht vor- noch rückwärts kauen konnte.

In diesem Augenblick traten zwei bewaffnete Kavaliere, mit Helm und Panzer angetan, in die Herberge, überlassen ihre Pferde ihrem Diener und verlangen vom Wirt ein Mittagsmahl. Der war die Höflichkeit selbst und bat sie, bis das Essen fertig sei, in den Saal einzutreten. Wie nun die Kupplerin die beiden eintreten sah, wurde sie leichenblaß, hielt sich die Hände vors Gesicht, wußte nicht, wohin sie sich vor lauter Angst wenden sollte und sagte mir ganz leise, „paßt auf, das sind Kläres Brüder", so hieß jenes Dirnchen mit dem großen Koffer. Nun wurde Kläre vor Aufregung fast verrückt, sie riß sich die Haare aus, ohrfeigte sich, zerkratzte sich das Gesicht, kurz, man hätte denken können, sie habe den Verstand verloren. Nur ihr Galan benahm sich ruhig und tapfer und sagte seinen Damen, da, wo er wäre, könne ihnen nichts geschehen.

Weshalb aber mußte ich ausgerechnet in dieser verfluchten Stunde mich zufällig zu diesem Pärchen gesellt haben? Natürlich lähmte mich fast der Schreck, und wenn nicht gerade mein Mund bis an den Rand mit dem Ziegenflesich verstopft gewesen wäre, hätte ich gewiß meine Seele ausgehaucht, so aber konnte sie nicht von mir.

Kaum waren die beiden Eisenfresser in unsern Saal getreten, da hatten

sie schon ihre Schwester und die Kupplerin erkannt, schritten auf sie zu, als ob sie beide auf der Stelle ermorden wollten. Aber sie sahen den Galan richtig als den Verführer an und stürzten sich nun mit schrecklichen Todesdrohungen auf diesen. Der aber war nicht feig und faul, zieht ruhigen Blutes seinen Degen, worüber die beiden heldischen Brüder derart erschraken, daß sie Waffen und Sprache schier verloren. Statt loszuschlagen, hielten sie große Rachereden voll Blut und Tod, die imponierten aber dem Liebhaber so wenig, daß er vielmehr dem einen den Degen direkt an die Gurgel setzte. Die Alte und das Dirnchen hatten sich hinter den Tapferen versteckt und sprangen nun wie die Tieger auf die beiden Brüder los, um sie zu entwaffnen und zu fesseln. Sie waren wie die wilden Stiere dahergestürmt und kamen mir nun vor wie blöde Ochsen, vor denen nicht einmal Kinder Furcht haben.

Der Lärm hatte den Wirt herbeigelockt, doch hielt der natürlich zu den Rittern und schimpfte auf uns, wie wir uns nur unterstehen könnten, so aufzutreten. Als aber der Galan und die Frauen ihm sagten, das seien nur Straßenräuber, die uns gefolgt, um uns auszuräubern, änderte der geschäftstüchtige Wirt sofort seine Haltung, nahm die Partei des tapferen Galan, fuhr auf die Ritter los, packte sie beim Kragen und steckte sie mit samt ihrem Pferdeknecht in ein festes Gewahrsam. Er nahm ihnen alles, was sie bei sich hatten, ab, und da er grad beim Einpacken war, nahm er auch die Waffen des Galan. Ich weiß nun nicht mehr wie alles weiter zuging. Jedenfalls wurden die Brüder der Verführten falscher Nachrede wegen angeklagt und zu einigen fünfhundert Peitschenhieben und zu den Galeeren verurteilt. Das Pärchen aber traf ich später noch einmal; kurze Zeit darauf hat der Galan das Dirnchen bereits in einem Freudenhaus untergebracht und sich auch von der Kupplerin getrennt, die ihr Geschäft in einem andern Stadtteil aufschlug.

XVII. Lazarillo verdingt sich als Escudero bei sieben Herrinnen

Mit einer Tasche voll Geld kam ich in Valladolid an, denn jeder, der mich in meinem kläglichen Zustand sah, hatte mit mir Mitleid und mir mehr gegeben als anderen.

Um irgendeinen Beruf ergreifen zu können, ging ich zum Trödler, erstand einen langen, groben Mantelkragen, und wenn der auch schon uralt sein mochte und ganz ausgefranzt war, verdeckte er doch mein übriges Gelump. Dazu kauft' ich mir noch einen breitkrämpigen, hohen Hut, eine sogenannte Esse, nahm einen langen Stock in die Hand und erging mich so auf dem Platz. Jeder, der mich sah, machte sich über mich lustig, sie nannten mich den Philosophen von der Kneipe oder St. Peter im Sonntagsstaat, andere hielten mich für den Geist des verstorbenen Spittelarztes. Ich aber spielte den Taubstummen und ging an allen gleichgültig vorüber, bis ein Frauenzimmer, das sich von einem Knaben führen ließ, mich frug, ob ich nicht jemand wüßte, der ihr als Escudero dienen könnte. Da machte ich den Mund auf, sagte, ich wüßte keinen andern zu nennen als mich selbst, wenn ich ihr recht wäre und mir ihr Lohn, würde ich ihr folgen.

Wir kamen sofort überein, ich warf den Stock, der ja nur meine Leiden vortäuschen solle, weg, sie legte mit Würde die Hand auf meine Schulter und so mußte ich sie führen. Den Knaben, der sie bisher geführt, schickte sie heim, er mußte der Köchin bestellen, sie solle das Mahl bereit halten, die Herrin käme bald zum Essen. Aber sie trat bald in dies, bald in jenes Haus und ratschte stundenlang. Ich hatte darauf vorzubereiten, mußte vor ihr her ins Haus springen und immer fragen, ob meine Dame zum Plaudern willkommen sei.

Sie wollte mir noch allerlei Verhaltungsmaßregeln geben, aber ich sagte ihr, ich wüßte schon Bescheid, wie ein Escudero vornehmer

Herrschaften sich zu benehmen habe. Sehr neugierig war ich, meiner Herrin Angesicht zu sehen, aber das war unmöglich, so dicht hielt sie sich immer verschleiert. Den Gehalt, sagte sie mir unterwegs, den sie mir versprochen, würde ich nur zum Teil von ihr bekommen, sie suche noch einige Nachbarinnen, denen ich gleichzeitig dienen könnte, einstweilen zahle sie nur den Teil, der auf sie fiele. Übrigens sorge sie auch noch für mein Nachtlager, falls ich keines hätte, kurz, es gäbe in der ganzen Stadt wohl keine bessere Stelle als diese, und wenn ich sechs Herrinnen dienen könnte, bekäme ich jeden Tag sechs Groschen. Mir kam das alles recht beängstigend vor, aber sie, die Schneidersgattin, trug das alles mit der selbstbewußten Würde eines großen Herrn vor. Also schwieg ich und tröstete mich mit dem Gedanken, besser etwas, als gar nichts, lieber keine Kapaunen und Hühner in der Schüssel, als schwere Arbeit, die fürchtete ich mehr als den Teufel. Daheim übergab sie ihrer Dienerin Mantel und Schleier und ich konnte endlich ihr Gesicht sehen. Sie war nicht häßlich, hatte braunes Haar und eine geschmeidige Figur. Nur die viele Schminke im Gesicht mißfiel mir, sie glänzte wie eine Speckschwarte und wie eine glasierte Schüssel. Zweimal des Tages, um acht Uhr früh und nachmittags um drei, mußte ich zu ihr kommen, für den Fall, daß sie ausgehen wollte. Den einen Groschen, den ich am ersten Tag erhielt, trug ich zum nächsten Pastetenbäcker, ohne satt zu werden. Ich besaß sonst nichts mehr, und da ich mir als Escudero nicht mehr zu betteln getraute, mußte ich hungern. Mein Lager aber teilte ich mit den Schneiderlehrlingen unter dem großen Arbeitstisch auf einem elenden Teppich. Zwei Tage hielt ich mit den zwei Groschen Haus. Dann kam eine Gerbersfrau als zweite Herrin, die verhandelte aber erst stundenlang über die vier andern Groschen, die ich von ihr bekommen sollte. Endlich hatte ich nicht weniger als sieben Herrinnen auf einmal zu dienen, und das alles für einen Gesamtgehalt von sieben ganzen Groschen.

Nun konnte ich mich doch satt essen, brauchte nicht mehr den allerschlechtesten Wein zu trinken, freilich langte es auch nicht für den teuersten, denn ich mußte mich nach der Decke strecken. Meine Herrinnen fühlten sich neben mir wie die Frauen eines Präsidenten von Kastilien oder wenigstens eines Staatsrates, und wer sie reden hörte, mußte sie für Vertreterinnen des ältesten Adels halten. Es waren aber ganz einfach die Frauen oder Witwen oder Geliebten eines Schneiders, eines Sergeanten oder Gerichtsvollziehers oder entlaufenen Mönchs. Die liebste von allen war mir eine Kaldaunenhändlerin, die gab mir mit dem Lohn doch wenigstens manchmal einige Kutteln oder einen Teller Suppe. Eine andere, für die ich am meisten zu tun hatte, war eine ganz gelungene Heilige. Sie lief von Freundchen zu Freundchen, blieb bei jedem ein gutes Stündchen, gewiß nicht in Gebet und frommen Tun, denn auch ihr Haus glich einem Bienenhaus, in dem die jungen Herren gern ein- und ausgingen. Die hielten's mit mir und stopften mir mit allerlei guten Bissen den Mund, damit ich eben reinen Mund behielt. Ich hab' in meinem Leben keine größere Heuchlerin kennen gelernt als die. Auf der Straße brachte sie die züchtigen Augen nicht vom Erdboden weg, und die fleißigen Hände nicht vom Rosenkranz. So kam sie in den Geruch der größten Frömmigkeit, und wer viel auf dem Gewissen hatte, bat sie um ein Fürgebet. Aber dann nannte sie sich eine große Sünderin, die grad für sich selbst genug abzubitten habe. Das war gewiß wahr und so log sie sogar dann, wenn sie die Wahrheit sagte.

Bei jeder meiner Herrinnen mußte ich zu bestimmter Stunde antreten, und wenn ich ja mal nicht zur rechten Zeit kam, kanzelten sie mich vor ihren Besuchen ab, als ob ich das Gehalt eines Ministers bekäme und sie drohten mir mit Entlassung, als ob jeder meinen heiklen und verzwickten Dienst ebensogut erfüllen könnte wie ich.

Als sich einmal zwei meiner Herrinnen in der Kirche trafen, wollte

jede von mir zu gleicher Zeit begleitet sein. Da wurden sie so wild aufeinander, daß mich bald die eine an mich riß und bald die andere und mir mein Mantelkragen in Fetzen ging und herabfiel. Nun stand ich mit fast nacktem Oberkörper vor meinen Damen, denn mein Hemd war so zerrissen, daß es aussah wie ein Fischernetz. Wie ich nun so entblöst zwischen den beiden hochnäsigen, wilden Weibern stand, fing alles ringsum zu lachen an, daß man meinen könnte, wir wären statt in der Kirche auf dem Jahrmarkt. Doch ich hörte nicht auf all die Spottreden, noch weniger auf das Gezänk der beiden Weiber, die nun wieder mal Gelegenheit fanden, jede für sich die Vornehmheit ihrer Vorfahren zu rühmen, während sie wie die Fischweiber wüteten und sich so in die Haare gerieten, daß sie einige vernünftige Männer trennen und heimschicken mußten.

Inzwischen suchte ich mir meinen Radmantel, so gut es eben ging, mit Stecknadeln zusammen zu setzen und schlich davon zu meiner ersten Herrin, der Schneiderin. Wie die mich so zerlumpt sah, wollte sie nichts mehr von mir als Escudero wissen, denn sie sagte, für den großen Gehalt, den sie mir zahle, bekäme sie einen Lakaien mit Lackstiefeln und feinem Hut und geschlitzten Beinkleidern. Aber weil ich mein ganzes Geld versöffe und verschlemmte, blieb mir nichts für die Livree. Ich dachte mir meinen Teil über die sonderbare Höhe von Gehalt und Schlemmerei, aber inzwischen ließ sich die Gnädige doch herbei, den Kragen zusammenzuflicken, allerdings so oberflächlich, daß das, was nach oben gehörte, nach unten kam und umgekehrt.

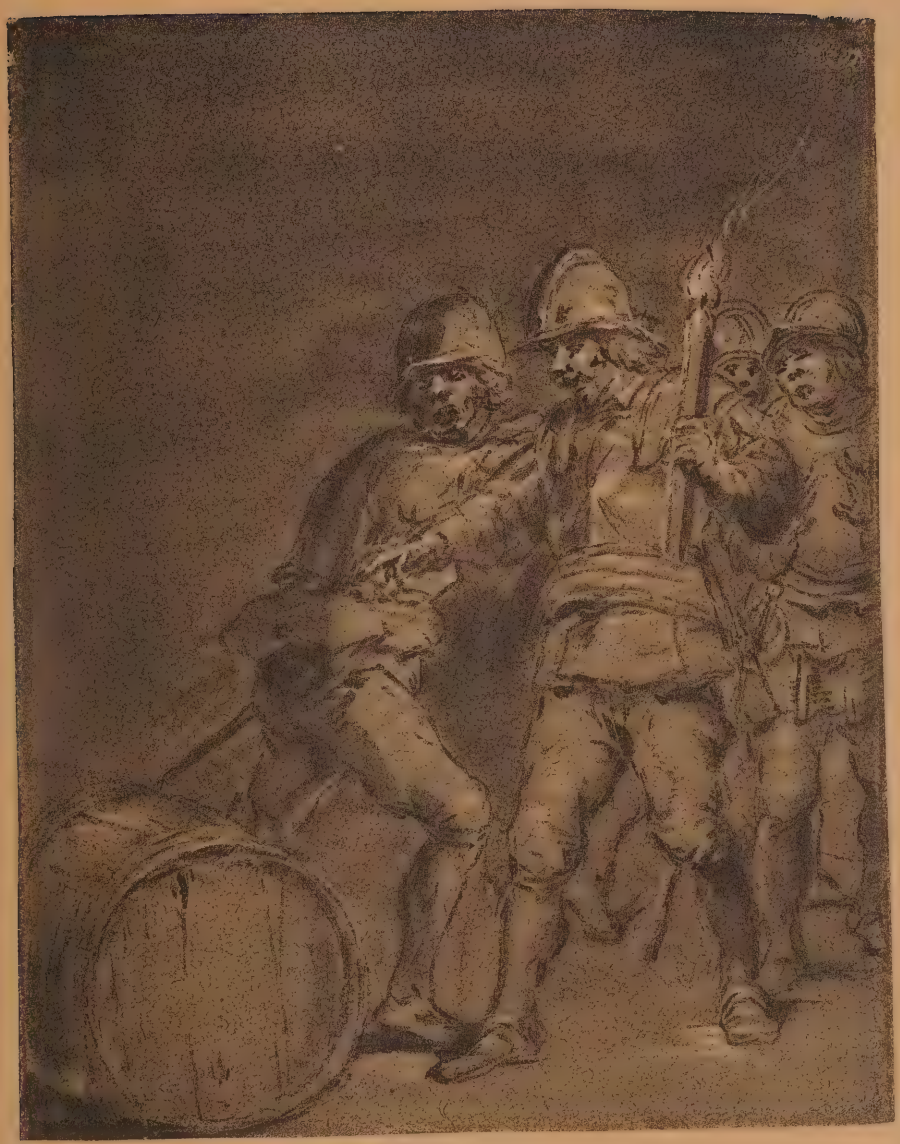
XVIII. Das Liebesfest der Herrinnen. Lazarillo zahlt schließlich die Zeche

Meine Herrin hatte die größte Eile zu einer Freundin zu kommen, die ein besonderes Fest gab. In dem Hause waren schon andere Freundinnen versammelt, die stellten mich ohne weiteres als Pförtner an und sagten mir, ich würde zum Lohne auch ganz besondere Leckerbissen bekommen. Es dauerte nicht lange, kam ein junges Herrchen nach dem andern ins Haus, alle brachten die Taschen voll mit, Rebhühner, Tauben, Hasen, Hammelschultern, Bratwürste, Pasteten. Das alles bekam der Koch für das gemeinsame Mahl. Was die Damen und Herren zuerst trieben, will ich nicht verraten, sehr verwegen ging's jedenfalls zu, Lachen und Flüstern lösten einander ab und der Leser mag von der Komödie denken was er will. Dann an der Tafel ging's hoch her, und sie aßen und tranken wie bei einer Hochzeit. Was aber noch etwa auf dem Tisch übrig geblieben, das steckten die Damen in ihre Taschen und Tücher und zuletzt verschwanden auch noch die Leckerbissen und Früchte und Süßigkeiten, die die Herren gespendet. Ich dachte, wie ich das sah, es auch so zu machen, sobald ich dazu einmal Gelegenheit bekäme. Wenn die alles vom Tisch wegnehmen, weshalb sollte mir armen Teufel das nicht erlaubt sein?

Aber wie wir Diener zum Mahle kamen, war nichts mehr da als ein bißchen Suppe. Immerhin durften wir uns wundern, daß die Damen diese nicht auch noch in ihren Tüchern fortgetragen hatten.

Wie wir noch beim Essen sind, gab's auf einmal einen Heidenlärm in dem Saal, in dem unsere Gesellschaft sich noch aufhielt. Die Frauen waren in Streit über den Vorrang ihrer Familien geraten, und als ihre Reden nicht Beweiskraft genug besaßen, packten sie sich bei den Haaren und bearbeiteten sich mit den Fäusten wie die Gassenbuben. Erst später erfuhr ich die wahre Ursache des Streites: Einige der

Frauenzimmer wollten Geld von ihren Liebsten, die aber hatten gesagt, das Essen und Trinken hätte ihnen gerade genug Geld gekostet.
Da klopfte es heftig an die Tür.
Es war die Polizei, die vom Lärm herbeigerufen war. Im Nu stob alles im Hause auseinander. Jeder und jede versteckte sich, so gut er konnte und ließ Hut, Kleider, Degen, Speisen, alles im Stich. Nur ich hatte keinen Grund, die Polizei zu fürchten, ich war ja nur Türhüter und öffnete, weil ich nicht wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt verurteilt werden wollte.
Kaum hatte ich geöffnet, packt mich einer am Kragen und erklärt mich für verhaftet. Die Tür wurde verriegelt und nun ging's auf die Suche nach denen, die den Lärm verübt.
Alles, jedes Zimmer, Kämmerchen, jeder Alkoven und Keller, Speicher, Abort, alles wurde durchsucht und durchwühlt. Als sie gleich niemanden fanden, packten sie mich, ich solle alles erzählen, und ich erzählte auch alles, was ich gehört und gesehen. Es waren zwölf Herren und sechs Weiber im Hause gewesen und die Polizei wußte nicht, wo sie die Leutchen noch suchen sollte. In meiner Einfalt sagte ich, es wären am Ende alles nur Hexen und Geister gewesen, die durch den Kamin in die Luft gefahren — aber da wurde ich schön ausgelacht und die Häscher verdoppelten nur ihren Eifer im Nachsuchen. Jetzt nahm der Führer eine brennende Fackel in die Hand und ging mit den Seinen in den Keller. Kaum sind sie unten, rollt ihnen ein mächtiges Faß grad vor die Füße. Da erschraken die meisten, erklärten das Haus für verhext und wollten fliehen. Der Führer aber war vernünftig, er erklärte, er fürchte den Teufel selber nicht, beruhigte die Leute, und voller Angst wurde das Faß gehoben und besichtigt. Siehe da, ein Männlein und ein Weiblein, in paradiesischer Tracht, hielten sich wohl nur aus Platzmangel eng umschlungen und zierten sich gar sehr, der Aufforderung herauszukommen, zu folgen.



Das Pärchen wurde unter den Witzen der Leute verhaftet und die Suche ging weiter. Bald fand man eine große, steinerne Tonne, aus der schaute nur der Kopf eines Mannes heraus. Die Tonne aber war voll Öl, und nun mußte er aus dem Fasse, in dem er sich so sicher wie naß versteckt glaubte. Sobald er sich entdeckt sah, wollte er aus dem Ölfaß springen, aber er stürzte mit dem Faß um und das Öl spritzte den Häschern bis zum Gesicht hinauf. Kein Mensch wollte sich nun mit dem Ausreißer abgeben, der hatte leicht fliehen, weil jeder seine triefende Gestalt floh wie einen Pestkranken. Natürlich waren die Häscher wütend, die Gewänder waren so von Öl getränkt, daß sich leicht jeder eine Lampe davon füllen konnte. Da niemand anders zu sehen war, ließen sie ihre Wut an mir aus, ich sei der Hauptkuppler und Schelm, und sie drohten mir mit dem Galgen, wenn ich die ganze Gesellschaft nicht herbeischaffen würde.

Inzwischen kamen sie zur Mehlkammer, in der sich auch einige versteckt hatten. Sie ließen die Häscher herankommen, schüttelten das Mehl vor ihnen in derartigen Mengen und so stürmisch aus, daß keiner die Hand vorm Mund sehen und niemand ein Auge öffnen konnte. Der Führer der Häscher wurde vor Wut fast verrückt, ja alle waren bald in ein so wildes Handgemenge geraten, daß die Häscher nicht lange danach auf dem Boden lagen und kaum mehr einen Schnaufer taten. Wir aber wußten uns zu helfen, banden sie an Händen und Füßen, legten sie wie die Heringe nebeneinander, gingen davon und sperrten das Haus hinter uns zu.

Der Herr des Hauses, der aufs Land gereist war und es seiner leichten Nichte, die hier das Liebesfest veranstaltete, überlassen hatte, kam andern Tags heim. Aber die Tür war verriegelt und er mußte sie gewaltsam öffnen lassen. Gleich beim Eintritt glaubte er, Einbrecher wären dagewesen, überall fand er Öllachen und Mehlhaufen, alles war verunreinigt und in einem Durcheinander, kein Mensch war im Haus.

Erst im Keller findet er die Häscher, er hält sie für die Einbrecher und haut auf sie mit aller Wucht los. Die Nachbarn kommen zu Hilfe, vertreiben sie mit Schlägen und Schimpfen und die Kinder johlen hinterdrein, denn die Häscher sahen aus wie die schmutzigsten Lumpen. Sie liefen was sie konnten, und als der Hausherr ihnen nachrief: „Haltet auf, die Polizei flieht", mußte alles lachen und warf den Häschern nach, was ihnen grad in die Hand kam.

Die Mäntel, Degen und Dolche, die sie vor Eile und Schande zurückgelassen, nahm der Hausherr als Entschädigung an sich, und weil ich einen Radmantel fand, der so viel schöner war als meiner, vertauschte ich ihn damit und dankte Gott, doch auch einmal mit einem kleinen Gewinn aus einer bösen Sache hervorgegangen zu sein.

Diesmal also brauchte ich keine Grillen zu fangen, wie das sonst zu meinem Tagewerk gehörte.

Also wie triumphierend eilte ich nun zu meiner Herrin, der Schneiderin, zurück. die ja auch bei dem tollen Liebesfest mitgemacht. Aber daheim war der Teufel los, die Frau wurde gerade von ihrem Mann verbläut, denn sie war ohne Hut, Mantel, Schleier und Schuhen heimgekehrt, gefolgt von einer ganzen Rotte von Gassenbuben, die natürlich an dem zerzausten Frauenzimmer ihre Freude hatten.

Ich hatte leider wieder einmal den richtigen Zeitpunkt für meine Heimkehr erraten, denn sobald mich der Schneider sah, ließ er von seiner Frau ab, um sich auf mich zu stürzen und mir solche Ohrfeigen zu geben, daß mir auch noch die letzten Zähne aus dem Munde flogen, die ich mir bisher noch erhalten hatte.

Nicht genug damit rief er unter lautem Wüten auf den überflüssigen Tunichtgut von Escudero seine Gesellen und Lehrlinge herbei. Die legten mich auf eine Decke und prellten mich mit ihr so fürchterlich und so lange, bis ich kein Glied mehr rühren konnte. Halbtot legten sie mich auf einen Tisch, von dem ich nachts herunterfiel, so daß ich

mir auch noch den Arm brach. Beim ersten Morgengrauen schlich ich aber doch davon, schleppte mich mit Müh und Schmerzen bis zur nächsten Kirchentür und blieb vor ihr liegen, um mir wieder einmal das Nötigste zusammenzubetteln.

XIX. Lazarillo folgt den Lehren und dem Leben eines Einsiedlers

Das war die richtige Lage, über meinen Lebenslauf nachzudenken und mich an all die Leiden und Enttäuschungen zu erinnern, die ich durchgemacht seit meinem ersten Dienst bei dem blinden Geizhals. — Was nützt alle Arbeit, wenn sie nicht reich macht? Ärmer als ich aber nach aller Arbeit war, konnte ich nicht werden, da dacht ich mir, besser Gott einen frommen Mann sein lassen, als früh aufstehen.
Ich wollte von Gott und der Welt nichts mehr wissen, aber schließlich wachte ich doch aus meinem Trübsinn auf und sah vor mir einen alten Einsiedler mit langem, weißem Bart und mit einem Rosenkranz, an dem ein Totenschädel hing, fast so groß wie ein Kaninchenkopf. Der gute Vater sah mir mein Weh und Leid an und suchte mich zu trösten. Er frug mich, woher ich käme und wie ich in solches Elend geraten wäre. Ich gab ihm nur Andeutungen von meinen Erlebnissen und die schon machten ihn so gerührt, daß er mich aufforderte, ihm nach seiner Einsiedelei zu folgen. So schwer mir das auch wurde, tat ich's doch gern, und endlich kamen wir zu seiner Klause zwischen Felsen, wohl eine gute Meile vor der Stadt. In seiner Zelle stand ein Lager; eine Zisterne versorgte ihn und seinen kleinen Garten mit Wasser, und das alles machte auf mich einen ganz glücklichen Eindruck. Er erzählte mir, er lebe nun schon zwanzig Jahre hier, fern von aller Unruhe und Hast der Welt. Hier sei sein Paradies, er faste, esse, trinke, schlafe, wache, arbeite und bete wann er Lust habe, und wenn er nicht einsam sein wolle, ginge er zur Stadt.
Mir kam das Leben schöner vor als irgendein anderes auf der Welt und ich bat ihn, mir doch mehr davon zu erzählen. Aber dazu hatte er keine Lust, und er lud mich lieber ein, nun mit ihm zu essen, denn es sei Mittag. Und wir aßen und tranken drauflos und hielten es

nachher mit der guten spanischen Sitte, uns gründlich auszuruhen. Mitten im Schlaf aber ruft er auf einmal mir zu „ich sterbe, ich sterbe". Ich stehe gleich auf und höre ihn röcheln. Ich frug ihn, ob er wirklich glaube, sterben zu müssen und er antwortete mit einem leisen „Ja". Da bekam ich's mit der Angst, denn ich sagte mir sofort, man könnte mich für seinen Mörder halten und das könnte mir das Leben kosten, wenn ich keinen Zeugen dagegen hätte. Es lag ja nichts näher, mich eines solchen Verbrechens zu beschuldigen, denn ich war der Ärmste der Armen und war zerlumpt wie der schlimmste Straßenräuber. Ich lief also vom Einsiedler weg, um irgendeinen Zeugen herbeizurufen. Zum Glück sehe ich in der Ferne eine Schafherde weiden, laufe dahin und finde Hirten, die sich im Schatten mit den Schäferinnen gelagert und den Dudelsack zum Tanz aufspielen.

voller Angst trieb ich die Männer an, mir zur Klause zu folgen, weil der Einsiedler im Begriff sei zu sterben. Wir trafen ihn noch am Leben, und als ich ihn frug, ob er sterben wolle, hörte ich ein „Ja". Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig.

Und immer hörte ich auf alle Fragen, die ich nun an ihn richtete, ein deutliches „Ja". Ich frug ihn, ob er einverstanden wäre, wenn die Hirten sein Testament vernehmen würden, ob er mir sagen wollte, was er alles besäße, und ob es nicht das einzig richtige wäre, wenn er mir alles vermachte, was ihm zu recht gehöre, da ich ihm doch so gute Dienste geleistet habe. Auf alle die Fragen hörte ich sein röchelndes „Ja". — Ja, ich wäre froh gewesen, wenn er nun gleich gestorben wäre, denn ich hatte Angst, er möchte das widerrufen, was er mir eben zugestanden. Um sicher zu sein, ließ ich einen Hirten alle Antworten, die ich erhielt, mit Kohle an die Wand schreiben, da weder Tinte noch Feder in der Klause zu finden war. Da der Einsiedler einverstanden war, unterzeichnete schließlich der Hirte das Protokoll, das er an die Wand geschrieben, und der Einsiedler starb.

Nun gingen wir gleich daran, den Einsiedler zu bestatten. In aller Eile schaufelte ich sein Grab, denn ich fürchtete, er möchte wieder ins Leben zurückkehren und mich enterben. Nachdem wir ihn beerdigt, forderte ich die Hirten auf, mit mir zu vespern, aber es war schon Abend, sie mußten eilends zu ihrer Herde zurück und sagten mir noch, wie nahe ihnen mein Schmerz ginge.

Sobald die Hirten fort waren, durchsuchte ich die ganze Klause nach des Einsiedlers Besitz. Ich fand eine schöne Kufe voll guten Weines, einen großen Hafen voll Öl, einige Krüge Honig, sogar zwei Schweine, viel eingesalzenes Fleisch und gedörrtes Obst. — Das machte mich ganz glücklich, aber ich suchte noch weiter nach anderen Dingen und fand ganze Kisten voll Wäsche, darunter sogar Frauenwäsche und Kleider. Das machte mich stutzig und ich sagte mir, wer so viel vorbedacht hat, der hat ganz gewiß auch viel Geld besessen. — Ich hätte gern noch den Alten danach gefragt, doch konnte ich mir lebhaft vorstellen, wie mich der schlaue Heilige wohl belehrt haben würde. — Ich suchte also dort zunächst, wo ich selbst das Geld wohl am ehesten versteckt haben würde, im gemauerten Altar. — Die vordere Wand war nur mit Tonplatten verkleidet. Ich nahm eine davon weg und bemerkte schon einen Schlitz, groß genug, um eine Münze hineinzuwerfen. Nun war ich auf der richtigen Spur, ich wurde ganz aufgeregt vor Gier, nahm ein Beil und zertrümmerte die Vorderwand mit wenigen Hieben. Da sah ich das, was ich gesucht und erwartet: Ein großer Topf war mit Münzen bis oben gefüllt, es waren an die sechshundert Taler darin.

Vor Freude hätte ich sterben können, so schlug mir das Herz. Aber ich packte alles zusammen und vergrub es außerhalb der Klause, damit ich auch dann zu meinem Schatz kommen könnte, falls mir einmal der Eintritt in die Klause verwehrt werden sollte.

Sobald ich damit fertig war und den Altar wieder hergestellt hatte,

so daß man nichts mehr von einer Zerstörung sehen konnte, zog ich die Kutte des Einsiedlers an und ging in die Stadt, um die Klosterbrüder von dem, was vorgefallen, zu unterrichten.
Ich traf die Brüder beisammen. Sie waren erstaunt, mich in dem so ehrwürdigen Kleid des Eremiten zu sehen und machten schon deshalb mir Schwierigkeiten, mich als des Paters Nachfolger anzuerkennen, weil ich keinen langen Bart trüge. Als ich ihnen aber von den Hirten erzählte, die das Testament des Alten, in dem er mich als seinen Erben und Nachfolger bezeichnet habe, an die Wand geschrieben, da übertrugen sie mir die Kapelle und die Klause.
Sie verpflichteten mich zu einem ehrbaren Leben, ich sollte dem Beispiele meines Vorgängers folgen, der habe ein so gottgefälliges Leben geführt, daß ihn viele für heilig gehalten hätten. —
Wie gern sich doch die Menschen betrügen lassen, dacht ich bei mir, als sie Anstand an meiner Bartlosigkeit nahmen. So ist's aber überall, dort muß es ein langer Bart, da ein schönes Kleid, beim andern eine schöne Rede sein, wenn nur etwas Imponierendes da ist, dann duckt sich alles und nimmt jede Schlechtigkeit in kauf. Nun, ich versprach den Mönchen, stark zu bleiben wie ein Herkules und ihrer Anweisung zu folgen, nur an Dienstagen und Samstagen Almosen zu sammeln, damit ich von den Bettelmönchen nicht bestraft würde.
Jener alte geizige Blinde hatte mich ja zum Meister im Betteln gemacht, nun hatte ich den Vorteil davon, und jeder, der mich so würdevoll und demütig vor der Tür stehen sah und meine schönen Gebete hörte, gab mir reichlicher als irgendeinem anderen. Nötig hatte ich übrigens das Betteln nicht, aber das ist nun mal des Bettlers Gewohnheit, und je mehr er hat, um so mehr macht ihm das Erbetteln Freude.
Weil nun alle in der Stadt des alten Paters Anselmus' Stimme gewöhnt waren, kamen die Leute oft vor die Tür gelaufen, wenn sie mich betteln hörten und wußten nicht, was sie sagen sollten. Dann erzählte

ich ihnen von seinem friedlichen Tode und alle lobten seinen Lebenswandel und beteten für seine ewige Seligkeit. Und es war kein Ende, wenn sie anfingen ihn zu rühmen, er habe jahrelang nichts als Wasser und Brot genossen, und viele glaubten, er sei ein Heiliger gewesen. Einmal frug mich so eine Betschwester, was ich denn mit des Einsiedlers Kutte gemacht habe; als ich ihr sagte, ich trüge sie nun hier am Leibe, nahm sie gleich eine Schere, kniete vor mir nieder und schnitt vom Saume der Kutte ein Stück ab. Sie wollte eine Reliquie des Heiligen bewahren und bot mir zum Ersatz alles an, was ich wollte.
In der nächsten Zeit pilgerte fast die ganze Stadt zu meiner Klause und Kapelle, alle wollten das Grab des Einsiedlers besuchen und schmücken, und viele sagten, innerhalb des nächsten halben Jahres würde ihn die Kirche schon selig gesprochen haben, denn er habe schon manches Wunder getan. — Schließlich mußten wir den Leichnam des Einsiedlers noch einmal ausgraben und zur feierlichen Verehrung auf eine Matte legen. Ich aber bettelte von nun an nicht mehr für die Kapelle des heiligen Lazarus, sondern nur mehr für die Lampe des seligen Anselmus. Das war einträglicher. Doch was soll das eigentlich, daß man noch für das Licht der Heiligen besorgt ist; sind sie doch selbst leuchtend genug. —
Obwohl ich genug zu essen und zu trinken in meiner Klause hatte, ging ich doch bald in die Stadt zum Betteln, nur damit man nichts von meinen Vorräten merken sollte. Was ich aber in der Stadt erlebte, will ich gleich erzählen.

XX. Der wahre Heilige. Ein sonderbarer Ehevertrag. Lazarillos Tod

Gelegentlich trifft man Leute, die, aus niederstem Stande hervorgegangen, in die glänzendsten Verhältnisse gekommen sind und von allen über die Maßen geachtet und geehrt werden. Fragt man, wie sie das erreichten, ob sie denn so ausnehmend klug, würdig, geschickt und trefflich seien, so hört man die Antwort: „Das gewiß nicht, der Mensch muß nur Glück haben."

Andere wieder, die so klug und weise sind, daß sie ein Königreich regieren könnten, die sind wie geschlagen, werden gering geschätzt oder gar verachtet und kommen nicht zum Wohlstand. — Und was ist die Ursache? Ein Unglück nach dem andern.

So ist's bei mir. Das Unglück scheint mich zu verfolgen, um der Welt einmal zu beweisen, welche Macht es hat. Auf der ganzen Welt und in allen Zeiten hat wohl keiner mehr Unglück gehabt, als ich. —

Wie ich eines Tages almosenierend durch die Straßen ziehe und vor einem gewissen Hause mein Bettellied singe, ruft mir jemand von innen heraus zu: „Vater Anselm, weshalb kommt Ihr denn nicht herauf?" Ich steige also die Stiegen hinauf, und kaum oben im dunkeln Vorraum angekommen, fällt mir ein junges Weib zärtlich um den Hals, Kinder ergreifen mich bei der Hand und alle fragen mich ganz ungeduldig, wo ich denn acht Tage lang geblieben sei.

Wir gehen ins Zimmer und ans Fenster. Da weichen sie alle fast erschrocken zurück, wissen vor Staunen schier nichts zu sagen, bis sie in ein allgemeines Gelächter ausbrechen, das mir gemacht vorkam. Ein kleines Kind, das mich lange angestarrt, sagt endlich, „das ist gar nicht mein Papa". Und die Weiber fragen mich, wer ich denn sei und für wen ich sammle. „Für die Lampe des heiligen Anselmus." — „Ja," frugen sie nun bestürzt, „wo ist denn Pater Anselmus, der Ein-

siedel? Ist er etwa krank?" — „Ach nein," erwiderte ich, „dem geht's jetzt gut, er ist schon seit acht Tagen frei von allem Leid, er ist tot." Und nun heulten sie alle grade so laut, wie sie vorher gelacht hatten. Das Geplärr war ganz fürchterlich anzuhören: „Ach, was soll nun aus mir werden? Was soll ich ohne meinen Gatten machen, ohne Stütze und Rat und Hilfe in meinem Unglück?" Und die Alte klagte um ihren Schwiegersohn und die Kinder um den Vater und Onkel. Endlich beruhigten sie sich etwas und bestürmten mich mit allerlei Fragen, wann, wie, wo, weshalb der Einsiedler gestorben sei.

Ich erzählte ihnen alles, auch daß er ein richtiges Testament gemacht und mich zu seinem einzigen und rechtmäßigen Erben eingesetzt habe. Da aber schlug der Ton der Klagen auf einmal in die schändlichsten Anklagen und Drohungen gegen mich um, voll Wut und Haß. „Ha, Ihr also seid der Mörder" — hub das jüngste der Weiber zu kreischen an, „Ihr habt ihn erschlagen und ausgeraubt, das soll Euch schlecht bekommen, denn der Einsiedel war mein Mann und die drei Kinder hier sind seine Töchter, wenn Ihr uns nicht sein ganzes Hab und Gut herausgebt, lassen wir Euch hängen, und wenn's die Gerichte nicht tun, werden wir schon für die nötigen Degen und Dolche sorgen.

Aber ich sagte ihnen in aller Ruhe, ich hätte Zeugen für die Wahrheit, die ich ihnen gesagt. Das Testament sei vor Zeugen gemacht und bestehe zu Recht. „Ach," schrien sie mich an, „alles, was Ihr sagt, ist Lug und Trug, denn noch an dem Tage, an dem er gestorben, sein soll, war er bei uns und guter Dinge, und niemand war bei ihm." Mir wurde nach und nach schwül zumute, ein Notar hatte das Testament freilich nicht aufgesetzt, und nach meinen bitteren Erfahrungen vor Gericht, wußte ich, was von Prozessen zu halten war. Ich hielt es für geraten, die Wut der Weiber zu dämpfen und wollte versuchen, das durch Milde mir zu erhalten, was mir sicherlich genommen würde, wenn ich ihnen den Prozeß machte.

Überdies hatten mir die Klagen der jungen Witwe doch ans Herz gerührt, und ich versuchte, sie zu besänftigen. Ich versicherte ihr, ich hätte niemals die Erbschaft angetreten, wenn ich eine Ahnung gehabt, daß der Einsiedel verheiratet gewesen sei, denn ich hätte nie gedacht, daß es auch verheiratete Einsiedler gäbe.

Wie sie das hörten, legten sie alle Traurigkeit ab und lachten und lachten mich aus, wie ich nur so ein weltfremdes Kind noch sein könne und nichts von Liebe und Ehe verstände. Ein Einsiedler brauche doch noch lange nicht vom Umgang mit Weibern sich fern zu halten, eine wenigstens habe doch gewiß jeder Einsiedler für sich, für die Zeit, die ihm nach aller Andacht übrig bleibe. Gerade die frommen Einsiedler hielten sich an die Worte Gottes: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." „Und der gute Pater Anselm hat sich sehr streng an diese Worte gehalten, und deshalb alle, die Ihr hier seht, die vier Frauen und drei Kinder unterhalten."

Die aber, die sich seine Frau nannte, wollte auf einmal nicht mehr die Witwe eines Vermoderten sein, der nicht einmal in seiner letzten Stunde sie bedacht habe, und sie schwor, daß die Kinder gar nicht von ihm seien, und sie erklärte den ganzen Ehevertrag für ungültig.

„Was steht denn alles in Eurem Ehevertrag?" frug ich.

Darauf antwortete mir die Alte: „Um Euch das zu beantworten, muß ich weit ausholen. Hört nur zu: Ich führte früher in einer benachbarten Stadt ein leichtes Leben und hatte nach und nach von verschiedenen Männern drei Kinder, die größer und größer wurden. Unter denen, die mich besuchten, merkte ich bald, daß er am Mutterschaf nicht sein Genügen fand und sich lieber über eines meiner Lämmlein hermachte. Wie ich die Gefahr erkannte und nicht wußte, wovon ich dann leben sollte, zog ich von dort weg und ließ mich hier nieder. Der Liebesreiz der drei Mägdlein verbreitete sich bald in der Stadt und die junge Lebewelt bevorzugte unser Haus allen anderen. Sie schwärmten um

unser Haus wie die Fliegen am Spundloch. Aber von all denen, die hierher kamen, gefiel mir keiner so gut wie Bruder Anselmus, der eines schönen Tages sich sofort in das Mädel rasend verliebte. In seiner heiligen Einfalt erbat er sie von mir als sein Weib, und ich gab sie ihm unter folgenden Bedingungen. Erstens mußte er sich verpflichten, unsern ganzen Haushalt zu erhalten und uns alle unsere Einnahmen zu überlassen für Leben und Kleidung. Zweitens mußte er dulden, daß meine Tochter sich einen Assistenten nähme, da er doch schon reichlich alt war. Und er durfte kein Wort darüber verlieren. Drittens mußte er alle Kinder, die meine Tochter bekommen sollte, als die seinen anerkennen und ihnen alles versprechen, was er erwürbe oder besäße, blieb sie aber kinderlos, mußte er sie zu seiner einzigen Erbin machen. Viertens dürfte er nie in unser Haus eintreten, wenn am Fenster ein irdener Topf stand, das war das Zeichen, daß für ihn kein Platz im Hause sei. Fünftens, wenn er im Hause wäre und es käme irgendein andrer, habe er sich zu verstecken wo wir ihm angäben, und zwar so lange, bis der andere wieder fortgegangen sei. Sechstens und zum Schluß mußte er sich verpflichten, uns wenigstens zweimal die Woche einen Freund zuzuführen, der uns auf üppige Weise freihalten könne.

Das also war der Ehevertrag jenes Elenden mit meiner Tochter.

Die Ehe wurde übrigens ohne einen Geistlichen geschlossen, weil er das für unnötig hielt, denn das Wesen der Ehe bestände in der Einheit des Willens und der Gegenseitigkeit der Liebesabsichten."

Als ich nichts rechtes zu der ganzen Geschichte zu sagen wußte, löste mir die Witwe sehr geschickt die Zunge. Sie umhalste und küßte mich mit der süßesten Zärtlichkeit und flüsterte mir in närrischer Verliebtheit zu: „Ach, wenn der Alte so ein gutes Engelsgesicht gehabt hätte wie du, hätte ich ihn mehr geliebt als mich selbst."

Bei solch inniger Umarmung wurde mir ganz warm ums Herz, ich

war von so viel Liebe berauscht und sagte ihr gleich, wenn sie des Witwenstandes überdrüssig sei und sie mich als Gatten haben wollte, würde ich mich nicht nur zu dem Ehevertrag des Einsiedlers verpflichten, sondern zu allen andern Bedingungen, die sie sich etwa das Vergnügen machen würde, noch hinzuzufügen.
Sie war sofort damit einverstanden und forderte nur, daß ich ihr alles herausgäbe, was noch in der Einsiedelei sei, sie würde es am besten aufheben. Das versprach ich ihr, ich dachte aber nicht daran, ihr das Geld herauszugeben, das ich heimlich für mich brauchen wollte.
Wir verschoben das Aufsetzen des Heiratsvertrages auf den kommenden Tag, noch am selben Abend aber nahmen die Frauen einen Wagen und wir fuhren zu meiner Klause. Dort packten sie hurtig alles auf, auch die Wäsche, Kleider und Altartücher, ja selbst die Reste von der Kutte des Einsiedlers. Mir blieb kaum Stroh für mein Nachtlager. Meine Künftige war aber nicht wenig ungehalten, gar kein Geld zu finden. Sie wurde ganz betrübt und sagte voll Zorn, der Alte habe ihr wohl gesagt, daß er Geld besitze, aber der Gauner hätte ihr niemals verraten, wo er's versteckt hielt. Als sie mich frug, ob ich nicht wüßte, wo es wäre, verneinte ich das natürlich schlankweg.
Schlau, wie sie war, nahm sie mich bei der Hand, und während sie so mit mir alle Ecken und Schlupfwinkel noch einmal durchsuchte, beobachtete sie beständig, ob ich unruhig würde und was etwa mein Mienenspiel ihr sage. Am Altar brachte ich sie glücklich vorüber, ohne daß sie die kürzliche Wiederherstellung nach meinem Einbruch bemerkt hätte. Nun führte sie mich in den Garten und bat mich unter vielen Zärtlichkeiten, ich möchte ihr doch ja das Geld verraten, damit wir eine möglichst fröhliche und üppige Hochzeit feiern könnten. Ich aber leugnete beharrlich, auch nur eine Ahnung zu haben, wo der Alte wohl das Geld aufgehoben hätte. Mittlerweile waren wir zu dem Ort gekommen, wo ich den Geldtopf eingegraben hatte, ich wurde un-

ruhig, konnte die Augen von dem Fleck nicht wegbringen, sie schöpfte Verdacht, rief die Mutter herbei, sie möchte doch unter dem Stein nach dem Geld graben und nach ein paar Schaufeln war der glitzernde Geldtopf schon bloßgelegt. Ich erschrak zu Tode, aber ließ mir nicht das geringste merken, sagte vielmehr, als ob ich aufs freudigste überrascht wäre: „Gott sei Dank, das ist ja ein ganzer Haufen Geld, da wollen wir uns aber gute Tage machen und eine glänzende Hochzeit."
In der Freude überschüttete mich mein Weib mit Zärtlichkeiten und sie ging wie im Triumpf mit den andern zur Stadt zurück, denn es war schon spät. Es wurde noch abgemacht, ich solle am andern Morgen zu ihrem Haus kommen und die Hochzeit sollte die lustigste werden, die jemals gefeiert worden sei.
Ich verbrachte die Nacht voller Unruhe, war bald voller Sorgen und Zweifeln, glaubte mich aufs schändlichste gefangen und betrogen, aber ich hielt es für ausgeschlossen, daß ich unter so zärtlicher Maske betrogen werden könnte. Ich jauchzte dann wieder himmelhoch, sehnte mich nach den zärtlichen Umarmungen meines jungen Weibes und konnte den Morgen meines zweiten Hochzeitstages kaum abwarten. Sobald es dämmerte, machte ich mich auf nach dem hochzeitlichen Hause; sie waren grad aufgestanden und empfingen mich mit so lauter Freude, daß ich alle Bedenken fallen ließ. Ich wirtschaftete im Hause herum, als ob's das eigne wäre und setzte mich mit allen am Mittag zum Hochzeitsmahle, bei dem es so ausgelassen und großartig zuging, daß ich meinte, ich sei im Paradiese.
Einige andere Dirnen waren noch dabei, und nach dem Essen wurde getanzt. Auch ich wurde dazu gezwungen, obwohl ich's gar nicht konnte. Es muß zum Totlachen ausgesehen haben, wie ich mit Kutte und Rosenkranz so herumhüpfte, wie ein Storch im Krautacker.
Beim Abendessen ging's wieder hoch her, dann aber führten sie mich in das Zimmer, in dem das bräutliche Himmelbett stand. Dort mußte

ich mich niederlegen, bis meine Braut entkleidet wäre. Eine Dienerin half mir die Stiefel ausziehen und sagte mir noch, ich müsse auch das Hemd ausziehen, das erfordere so das hochzeitliche Herkommen. So wie ich nun entkleidet auf dem Bett lag, traten vier Frauen in das Zimmer, darunter mein Weib im Hemd, das ihr eine Dienerin wie eine Schleppe nachtrug. Das erste, was sie taten, war, daß mir meine Frau ihre Kehrseite zeigte, denn, sagten sie, das verlange so die Zeremonie. Nun aber packten mich die Dirnen an Händen und Füßen und banden mich so an die vier Bettpfosten, daß ich hilflos, wie ein heiliger Andreas, alle vier von mir streckte. Sie schauten sich recht gründlich meine Leibesbeschaffenheit an, lachten über die gefesselte Männlichkeit und eine von ihnen schüttete gar einen Kübel kalten Wassers über meine Schenkel aus, daß ich vor Schreck aufschrie. Sie befahlen mir aber zu schweigen, wenn ich nicht bald erfahren wollte, wozu ich da wäre. Jetzt brachte eine eine Schüssel mit heißem Wasser und legte meinen Kopf hinein, dann küßten sie mich der Reihe nach, versuchten mich mit allen Mitteln zu Zärtlichkeiten aufzureizen, wenn ich mich aber dagegen sträubte, schlugen sie mich mit Ruten so, daß ich gern alles mit mir machen ließ. Schließlich zupften sie mir überall die Haare aus, aus Kopf, Bart, Augenbrauen und Wimpern und beruhigten mich, bald wären die wichtigsten Vorschriften der Hochzeit erfüllt und ich könnte mich dann nach Herzenslust den Freuden hingeben, die ich ersehnte. „Ach, laßt mich in Ruh," bat ich sie, denn mir war schon längst jede Lust vergangen. Statt dessen zog die frechste aller Dirnen, eine Alte, ein Messer und sagte zu den andern: „Haltet ihn ja fest, ich will ihm jetzt ein für allemal den Kitzel nehmen, sich mit Weibern einzulassen." Wie sie nun Anstalten machte, ihr teuflisches Vorhaben auszuführen, indem sie mir sagte, ich solle nun mal erleben, wie's einem erginge, der den Weibern traute, da packte mich eine so furchtbare Angst und Wut, daß ich mit aller Kraft eine

Hand von den Fesseln losriß und einen Bettpfeiler zerbrach. — Nun bekamen sie's mit der Angst, ich möchte das ganze Bett zertrümmern, sie banden mich also lieber los und wickelten mich in eine Decke. Mit der prellten sie mich so lange, bis sie meinten, ich sei tot.
„Das also," schrien sie mir zu, „sind die Zeremonien, mit denen wir Hochzeit machen, wenn Ihr wollt, kommt morgen zur Fortsetzung."
Zu viert schleppten sie mich wie einen Toten aus dem Haus weit weg und legten mich splitternackt auf der Straße nieder.
Wie am frühen Morgen die Gassenbuben mich armen, nackten Mann fanden, trieben sie solch derben Spott mit mir, daß ich mich in eine Kirche zu flüchten suchte. Dort schleppte ich mich bis zum Hochaltar, wo gerade die Messe gesungen wurde.
Da mein viel verunstalteter, splitternackter Körper mehr dem Teufel glich, wie ihn die Künstler unter den Erzengel Michael malen, floh alles erschreckt vor mir, denn sie hielten mich für den leibhaftigen Teufel oder für einen gefährlichen Wahnsinnigen.
Es dauerte lange, bis ich sie beruhigt und ihnen erklärt, durch welche Sünden es so weit mit mir gekommen sei. Also ging alles in die Kirche zurück, ich lief ihnen nach und versteckte mich hinter dem Altar. Der Meßner war so mitleidig, mir ein altes Bahrtuch zuzuwerfen, so daß ich mich endlich zudecken konnte.
Am liebsten wäre ich hier liegen geblieben, denn bis zum Tode war's nimmer weit, dann hätten wenigstens die Priester keinen weiten Weg zu machen für meinen letzten Gang. Aber schließlich machte ich mich doch auf und schlich im Dunkel der Nacht meiner Klause zu.
Dort machte ich mir aus dem Bahrtuch eine Kutte und ging wieder meinem Bettel nach. Durch die Qualen, die ich erlitten, war mein Aussehen noch erbärmlicher geworden, und das war nur gut. Denn die Leute glaubten, das käme von all meinen Fastenübungen und Selbstkasteiungen und gaben mir gar reichlich Almosen. Bald kam

ich in den Ruf ganz außerordentlicher Frömmigkeit, und an Sonn- und Festtagen pilgerten die Städter in großen Scharen zu dem heiligen Einsiedler, um ihm Essen und Trinken zuzutragen.
Nun konnte ich daran denken, mich an den verruchten Dirnen, die mir so übel mitgespielt, zu rächen. Ich erzählte der Polizei, was sie mir alles geraubt. Ich führte die Häscher in ihr Haus. Wie sie die sahen, erschraken sie fast zu Tode. Im Verhör mußten sie alle ihre Verbrechen, die sie an mir verübt, zugeben, sie wurden zu fünfhundert Peitschenhieben verurteilt und kamen auf Lebenszeit ins Arbeitshaus. Ich aber lebte ruhig und in Frieden als frommer Einsiedler und empfand das Leben als das schönste, was sich denken läßt. Ich aß, trank, ruhte oder erging mich, wenn ich Lust hatte und machte mir nicht die geringste Sorge ums Diesseits oder Jenseits.
Gott verlaß mich nicht, das war mein tägliches Gebet.

* * *

P.S. Lazarillo starb einige Jahre, nachdem er seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben. Er wurde beigesetzt in der Kapelle seiner Einsiedelei und noch liest man auf seinem Grabstein folgende Worte: Hier ruht der ehrengeachtete Bruder Lazarus Gonzales, genannt von Tormes. Er starb als frommer Einsiedler, nachdem er viel erlebt als Blindenführer und Diener allerlei Herren, als Ausrufer, Packträger, Meerungeheuer, Escudero und Gatte zweier Frauen. Er starb am 12. September 1540 im Alter von 39 Jahren, 5 Monaten und 11 Tagen.

R. I. P.

Nachworte

1. Vom Dichter. Wer hat die lustig dahinsprudelnden Geschichten des Lazarillo von Tormes erfunden und erzählt?

Die vorliegende Ausgabe, zu der allein die noch nie veröffentlichte Folge der Zeichnungen Bramers die erste und beste Veranlassung gegeben, ist nicht der Ort zur tiefgründigen Erörterung und Beantwortung dieser literar-geschichtlichen Frage. Wenige Worte mögen genügen.

Die längste Zeit galt kein geringerer, als der große spanische Staatsmann und Geschichtsschreiber Don Diego Hurtado de Mendoza, der hochbetagt 1575 in Valladolid starb, als der Verfasser des unsterblichen Werkes. Aber diese Meinung läßt sich aus verschiedenen triftigen Gründen nicht mehr halten. Nacheinander haben Lauser, Kreßner, Rauße dem Mendoza die Autorschaft abgesprochen. Vor allem ist aber die Erinnerung wichtig, daß das Werk unsprünglich anonym herauskam, daß der Name Mendozas erst auf dem Titel einer Ausgabe steht, die in Mainz im Anfang des 17. Jahrhunderts erschien. Der Biograph Mendozas, Balt. de Zuñigo, erwähnt noch 1627 den Lazarillo mit keinem Wort! Diese Tatsachen allein nehmen uns das Recht, Mendozas Namen auf den Titel des Buches zu setzen.

Übrigens ist bei weiteren Fragen zu berücksichtigen, daß die hier vorliegende Lebensgeschichte des Lazarillo aus zwei Teilen besteht, die von zwei verschiedenen Dichtern herrühren und zu weit auseinanderliegenden Zeiten geschrieben wurden. Für den ersten Teil wird

Juan de Ortega als Verfasser genannt. Er soll ein Bettelmönch von frischer Lebensauffassung, ein klarer Kopf, ein Mann von harter Lebenserfahrung gewesen sein, der sich durch Reformierungsversuche als Ordensgeneral mißliebig gemacht haben soll. Einem solchen Manne ist die Lazarillogeschichte eher zuzutrauen, als dem Grand Seigneur Mendoza. Der zweite Teil, so wie ich ihn hier erzähle, ist von Juan de Luna erfunden. Luna lebte als Dozent der spanischen Sprache in Paris. Sein Buch ist dort 1620 zum ersten Male erschienen. Wenn auch der buntere, zweite Teil sich ausnimmt wie der barocke Aufbau auf den schlichten Formen eines klassischen Sockels, so hat sich doch der Fortsetzer als ein Mann von feinem Verständnis für den Sinn dieses armen Lazarillo erwiesen. Das Buch charakterisiert in beiden Teilen trefflich das ganze Elend des spanischen Volkes, das der äußerlich so glänzenden Zeit Kaiser Karls V. folgte. Es gibt wohl kein Buch, das in einer Figur so lebendig und so gut die Vorstellungen ergänzen und korrigieren könnte, die wir aus der großen politischen Geschichte jener Zeit zu empfangen gewöhnt sind. Aber wenn unser Lazarillo kein Volk so gut zeichnet, wie das spanische seiner Zeit, so erhebt sich doch der künstlerisch-dichterische Wert dieses Werkes weit über die Grenzen jenes Landes und jener Zeit. Es ist nicht nur die Charakteristik eines bestimmten Volkes, nein, es ist das starke, künstlerische Gemälde vom Menschentum, das sich unter ähnlichen Umständen überall ähnlich fühlen, gebärden, entwickeln wird. Lazarillo ist ein klassisches Buch der kleinen menschlichen Torheiten und Leidenschaften, ein Werk von befreiendem Gehalt. Das jetzt aus äußerlichem Glanz in Not, Elend und Aufruhr gestürzte Mitteleuropa wird wohl bald so verelendete Volkstypen, solche Glücksritter, Hochstapler, Berufsbettler, so lächerliche Vertreter von Familiendünkel und Adelsstolz, wird solche Verächter jeder Arbeit in ebenso großer Zahl und ebenso vollkommenen Vertretern besitzen, wie Spanien damals. Aber

den bleibenden Wert des Buches machen nicht die geschilderten Umstände aus. Die Schlichtheit und Natürlichkeit, die Sicherheit und Unbefangenheit mit der alles gesehen, erlebt, geformt wurde, die bestrahlt das Genie des spanischen Volkes.
So groß der Ruhm des Werkes aber auch ist, so kann ich doch meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß seine Verbreitung anderen spanischen Werken der Weltliteratur, wie etwa Quevedos „Wunderlichen Träumen", wenigstens an Zahl der Ausgaben und Übersetzungen wesentlich nachsteht. Aber was sind Zahlen? Lazarillo ist populärer geworden, als manch andere Figur, von der viel mehr erzählt wurde: Wird doch heute noch in Spanien jeder Blindenführer ein Lazarillo genannt. — Der Mut des Dichters, einmal die allergeringsten des Volkes, ja einen kleinen, gutherzigen Schelm, den das Schicksal mit allen Wassern gewaschen, zum Gegenstand eines Romanes zu machen, der hat die ganze weite Welt der Literatur befruchtet und erobert. Denn kein anderer als Lazarillo ist der Stammvater der überall und immer gelesenen Schelmenromane: des Erzschelms Paul vom Quevedo, des Simplizissimus vom Christof von Grimmelshausen, des Gil Blas vom Lesage usf. Der kleine gerissene Junge hat ein ganzes Geschlecht leuchtender Lumpen erzeugt.

2. Vom Künstler. Da ich in meinem Nachwort zu Bramer-Quevedos „Wunderlichen Träumen" das Wichtigste über das Leben des vielgereisten Künstlers, der etwa ein Jahrzehnt vor Rembrandt in Delfft geboren und acht Jahre nach Rembrandt starb, gesagt habe, mögen einige Worte nur die Charakteristik des Künstlers ergänzen.
Von den Illustrationsfolgen, die wir Bramer zu danken haben, scheint die zum „Lazarillo" die früheste zu sein. Bramer hat sie 1646 vollendet. Damals war der Künstler gerade 50 Jahre alt. Elf Jahre später illustrierte er den Quevedo. Zunächst fällt die Verschiedenheit im

Ganzen beider Folgen auf. Die Illustrationen zum Lazarillo sind schwerer im Ton und Gepräge, enger in der Fassung. Sie sind mehr gemalt, als die zu Quevedo, die eigentliche Zeichnungen von zarter, flüchtiger Form, nur spielend von Pinsel und Ton unterstützt sind. Doch ist das Gemeinsame der künstlerischen Art in beiden Folgen stärker als das Trennende, beide zeichnen sicher eine ganz entschiedene und in sich selbst beruhende künstlerische Persönlichkeit.

Alle Bramerschen Gestalten stehen in der vollen Luft, nicht im Halbdunkel. Das bestimmt Komposition, Zeichnung, Pinselführung. Alles ist lichtumspielt. Aber so sehr Bramer dem Reiz des Lichtes folgt, das die Form aller Dinge aufzulösen scheint, versäumt er dabei keineswegs die einzelnen Gestalten klar zu geben. Gerade die unverkennbare Deutlichkeit, die Ausdruckskraft aller Handlungen, Beziehungen, Haltungen, Gebärden, Mienen, zeichnet seine Illustrationen aus. Die malerische Impression ist ein Teil seiner Kunst, der alles bedingt, aber sie schwächt nicht die Sprache der Gestalten. Bewundernswert fein ist sein Auge für alle Schatten und Lichte. Er vereinfacht nie die Schatten auf eine Stärke, löst sie spielend auf in feinste Übergänge, sieht im Schatten immer noch das Lichte. Ein Kennzeichen für ihn bleibt, daß er tiefste Kernschatten nur in kleinste Flecken da und dort verteilt. So kommt in manche Zeichnung etwas Fleckiges. Wirkliches Schwarz verwendet er offenbar nur für Stoffe, die eben wie Samt oder Bartücher, als solche gekennzeichnet werden mußten.

Von der Zeichnung der großen Italiener hat er nichts. Große Linien in der Zeichnung der Figuren sind etwas ebenso Seltenes bei ihm, wie große zusammengezogene Massen. Aber gern und gut gibt er mit zarten linearen Andeutungen die Architektur des Räumlichen, Architekturen selbst. Figuren, Landschaft, Erde, Luft, alles hat etwas Flimmerndes, Leichtes, selbst dann, wenn das Bild, wie so häufig im Lazarillo, etwas Schweres hat. Lazarillo ist wohl der Anfang — aber

auch hier ist schon das alles, was seine späteren Zeichnungen, was den ganzen Künstler kennzeichnet, isoliert, auszeichnet. Nur in wenigen Blättern ist er flüssiger, runder, geschlossener in der Linie, die sonst geradezu kritzelig. Seine Art steht merkwürdig fern der Rembrandts. Aber, ist er denn, weil er so ganz anders zeichnet, als jener Große, nicht vielmehr eine starke, sichere Natur, als auch so ein Nachahmer? Nachahmer ist er in keiner Weise. Sein Blut führt anders den Griffel, als jener Große, er ist in der Zeichnung auch ein echter, starker Holländer, aber Auge, Sinn, Wille gehen unruhigere Wege. Starke Freude muß er an Bellas Radierungen gehabt haben. —

Die Menschen Bramers stehen nicht fest auf dem Boden. Die einzelnen Teile der Figur sind nicht fest geschlossen in der aufbauenden Form, die Finger sind ihm wichtiger als die Handballen, er trifft die Gebärde sicher, ohne sicheres in den Gelenken zu geben. So deutlich die Sprache seiner Augen, so wenig sind sie durchgeführt. Auge, Nase, Ohr sind kaum angedeutet, aber nie vermissen wir ihre Zeichnung. Die Ausdruckskraft trotz so geringer Mittel ist bemerkenswert, oft erstaunlich. Sicher und lebendig in allem, was Gewandung und Falten angeht, ist Bramer doch nie ein Meister des Kostüms im Sinne so vieler seiner vortrefflichsten Zeitgenossen und Landsleute. Seine Zeichnung hat, im einzelnen betrachtet, also losgelöst vom künstlerischen Dienst im Ausdruck, viele Mängel. Seine weiblichen Akte haben meist etwas Gedunsenes im Leib, die männlichen Akte sind zu muskelig. Seine Pferde, von feistem Bau, gehen krumm, und seine großen Wagenräder haben fast alle die Neigung, sich zu einer 8 zusammenzubiegen. Und doch war seine Hand sicher, sie konnte, was sie wollte, sie wollte Luft und Ausdruck.

Im Lazarillo sind die Gestalten oft leicht mit weißen Schraffierungen gehöht, später verzichtete er offenbar darauf, ohne Verlust. So sehr er sich vom Maler zum Zeichner entwickelt — ein Prozeß, der den

Weg zum Höheren kennzeichnet — so liebte er es doch, seine Zeichnungen auf emaillierenden Grund, farbiges Papier zu setzen.
In diesem Versuch, Bramers Zeichnungsart zu charakterisieren, habe ich natürlich auch andere Zeichnungen berücksichtigt, die aus anderen Jahren sind, doch merkwürdigerweise fast immer irgendeiner bisher noch unbekannten Illustrationsfolge angehören. Fast keines der gedachten Blätter ist mit der Art irgendeines anderen zu verwechseln. Wenn aber erst einmal aus den noch in allen möglichen Sammlungen zerstreuten Zeichnungen Bramers die zweifellos erstaunlich große Zahl seiner Illustrationsfolgen zusammengestellt sein wird, wird Bramer als ein Künstler von einzigartiger Begrenztheit und Veranlagung erkannt werden; mögen die Urteile, die man bisher über seine Malereien geführt, bestehen bleiben oder nicht, korrigiert werden müssen sie wohl im Sinne Vosmaers und Stchavinskys, niemals aber wird man es begreifen, daß Kenner seiner letzten, starken Illustrationsfolgen nichts weiter über Bramer zu sagen wußten, als daß er eben sehr viel gezeichnet habe. — Allerdings gewinnt hier einmal die Zahl eine tiefere Bedeutung. So viele Folgen von Illustrationen setzen eine Leichtigkeit des Schaffens, eine Freiheit, Impulsivität, eine solch drängende Schaffenslust voraus, die selbst dann erstaunlich bliebe, wenn das künstlerische Resultat kein so festumschlossenes, glückliches Bild gäbe, wie das der Fall. Welcher Illustrator seiner Zeit — außer dem größten Bibelillustrator Rembrandt — kann neben ihm bestehen? Aber die erstaunliche Ausdruckskraft und Lebendigkeit seiner Illustrationen ist ja nur ein Teil dessen, was diesen merkwürdigen Künstler ausmacht. Er hat, das steht jetzt schon fest, ganze Illustrationsfolgen geschaffen zum Lazarillo, zu Quevedos „Träumen", zum „Tyll Eulenspiegel", zu Ovid, zur „Passion", also zu fast neuen Werken seiner Zeit wie zu ganz alten. Bramer gehört, nach seinen späten Anfängen als Zeichner zu schließen, zu den selteneren Künstlern, die offenbar

viel mehr mit Auge und Geist die Eindrücke der Natur aufspeicherten, um erst in späteren Jahren aus der ganzen Fülle ihres Formgedächtnisses Eigenes zu schaffen, und er hatte offenbar eine starke innere Beziehung zu den Werken der Dichter, zu den großen Erscheinungen der Weltgeschichte. Sein Sinn für unmittelbaren Humor, für alles Menschliche tritt leuchtend in Vielem hervor. Er war ein Menschenkenner, der zu lachen wußte.
Offenbar schuf er alles aus eigenem Antrieb. Er scheint gut gestellt gewesen zu sein, seine zyklische Schaffenslust wurde nicht gehemmt durch die Not des Broterwerbs. Merkwürdig, daß er kaum an graphische Nachbildungen seiner Illustrationen gedacht hat, denn im Kupferstich seiner Zeit vervielfältigt, würden seine Zeichnungen so ziemlich alles verloren haben, was sie auszeichnet. — So sehr er sich in verschiedenen Welten der Kultur, der Literatur versenken konnte, er bleibt doch stets als Künstler eine unverkennbare Persönlichkeit. Seine Phantasie, seine Intensivität der Hingabe an andere geistige Schöpfungen, heben ihn hoch über Zeit und Land. Er führt unmittelbar in die Epoche der stärksten Illustratoren des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts.

3. Vom vorliegenden Buch. Unser Buch veröffentlicht zum ersten Male — also 274 Jahre, nachdem sie entstanden sind — die ganze Folge der Lazarillo-Zeichnungen des Leendert Bramer. In Verbindung mit meiner neuen Übertragung stellt das Buch wohl die erste von einem Künstler illustrierte Ausgabe von künstlerischem Wert dar. Klingt die eine Feststellung schon befremdend genug, so darf die zweite zunächst starken Zweifel begegnen, zumal bei denen, die in Lausers Einleitung gelesen, daß in Frankreich allezeit Zeichner und Maler den hier gebotenen dankbaren Stoff weidlich ausbeuteten. Das aber ist keineswegs richtig. Es ist, so viel ich mich an Hand der, von

Lauser und anderen, gegebenen Bibliographie zu den Lazarillo-Ausgaben bemüht, vielmehr festzustellen, daß gerade dieser lebendige Roman kaum eine kleine Reihe von Illustratoren gefunden hat.
Die „Bibliographie des ouvrages illustrés du XIX siècle" des Jules Brivois (Paris 1883) nennt keine einzige illustrierte Ausgabe. Die einzige illustrierte französische Ausgabe, die Lauser erwähnt, ist von Pierre Nicolas Ransonette illustriert. Wie gering diese Illustrationen, sagen Portalis und Beraldi (Les graveurs du 18 siècle, Paris 1882): „On ne saurait rien voir de plus pitoyable." Den Künstler aber nennen sie, kaum zu hart: „un des plus mauvais, peut-être le plus mauvais graveur de la fin du siècle". Illustrationen von künstlerischem Wert hat Ransonette tatsächlich nie geschaffen.
Nicht besser scheint es in Lazarillos Heimat auszusehen. Ich besitze ein Exemplar der kleinen spanischen „Prachtausgabe", die 1827 in Paris bei Gaultier (in 16mo) erschienen und mit 12 Aquatintablättern geschmückt ist. Auch diese Illustrationen eines Unbekannten sind ohne künstlerischen Reiz und Wert und stehen als solche in schreiendem Gegensatze zur klassischen Dichtung. Sollte die 1844 in Madrid erschienene, von spanischen Künstlern illustrierte Luxusausgabe wirklich auf die gleichhohe künstlerische Stufe Bramers gestellt werden dürfen, so bleibt doch dem Holländer der Ruhm, zweihundert Jahre früher den ganzen Lazarillo der Illustration für würdig erachtet zu haben. Armer Lazarillo, so malerisch deine zerlumpte Kleidung, deine verarmte Welt, so drastisch deine Handlungen und Leiden, du hast, so schien es bisher, keinen Illustrator gefunden, der deines Lebens würdig gewesen wäre. Das Pech des armen Schluckers hat dich also noch weit über den Tod hinaus verfolgt. Du hast es wohl so weit gebracht, dein Leben selbst niederschreiben zu können, aber es fand sich anscheinend keiner, der es in Bildern lebendig schildern konnte, wie du mit Worten. — Und doch hat längst der weitgereiste Maler im

fernen Holland, der höchst merkwürdige Leendert Bramer, deine Lebensgeschichte mit 72 Bildern herausgeben wollen — aber kein Verleger fand sich, der sie drucken ließ. Er konnte es nicht, es war noch keine graphische Technik erfunden, die diese Zeichnungen so hätte wiedergeben können, wie sie es verdienen und verlangen.
Nun aber hast du doch keinen Grund mehr zu trauern, und vielleicht ist es dir gar eine kleine Freude in deinem immerwährenden Unglück, daß es gerade Deutsche sind, die sich bemüht haben, diese köstlichen Huldigungen eines Holländers vor dir aller Welt in originaler Treue darzubieten. Bildete doch einst dein ausgelassener Verkehr mit deutschen Landsknechten den Höhepunkt deines Daseins. Nimm, Lazarillo, unser Werk gut auf, da es dem armen Deutschland jetzt schlechter geht denn je. Aber wie dein Wahlspruch war: „Laß dich nur nicht unterkriegen", so antworte ich dir mit meinem Verleger Hugo Schmidt-München, der dir mit Bramer dieses Werk widmet: Deutsche Tatkraft läßt sich nicht unterkriegen, stellt sich wie zuvor willig in den Dienst der Welt. —
Meinen Vorgängern gegenüber, die das Werk ins Deutsche übertragen haben, genoß ich mehr als einen Vorteil: Die anderen hatten nur die fremden Texte vor sich, mich aber begleiteten auch die frischen, kecken Bilder aus Bramers Hand. Aus ihnen heraus erlebte ich noch einmal all die Geschichten. Arm in Arm, zwischen Dichter und Künstler, wie das meine liebste Art, ging ich durch Lazarillos Welt, die trotz allem Elend, sein Humor so köstlich macht wie ein frischer Quell. Fröhlich erfüllte ich meine Aufgabe, ich folgte Bild um Bild, doch frei verfügte ich über Wort, Satz, Teilung. Wie einst Bramer seine Bilder ganz aus eigenem Antrieb schuf, so folgte auch ich keinem lähmenden Auftrag, hatte aber das glückliche Bewußtsein vor meinem verehrten Leonard Bramer voraus, daß Schrift und Bild vereint nun endlich — vierhundert Jahre schier, nachdem der erste Teil des Laza-

rillo geschrieben! — vervielfacht in die weite Welt wandern können. Möchte meine Freude am Dichter und Künstler dem Ruhme beider Künstler und Völker zugute kommen.

München, im Mai 1920 E. W. Bredt

Bemerkungen zu den drei Nachworten

1. Zum Dichter. Ist Mendoza der Verfasser? Vergl. W. Lauser, der erste Schelmenroman. Stuttgart 1889. Einleitung geschichtlich wertvoll. — Dr. Ad. Kressner, la vida de Lazarillo de Tormes. Leipzig 1890. Kurze Einleitung zum spanischen Text. — Dr. H. Rausse, zur Geschichte des spanischen Schelmenromans in Deutschland. Münster 1908. — A. Morel-Fatio, Etudes sur l'Espagne. II. Paris 1888. — Von der bisher noch nie veröffentlichten Folge der Bramerschen Zeichnungen brachte Strixner 1809 in dem mit Mannlich und Piloty herausgegebenen „Lithographien nach Zeichnungen und Gemälden älterer und neuerer Meister" 29 Blätter, leider oft durch Schönheitskorrekturen unzuverlässig. — Lazarillos Buch, 1525 geschrieben, erschien 1555 zum ersten Male in Antwerpen. Den ersten Teil übertrug ins Deutsche zum ersten Male Nikolaus Ulenhart. Augsburg 1617 bei Nik. Hainrichs. — Den II. Teil brachte deutsch ein sächsisch-lauenburgischer Kammermusikus Paul Kuefueß 1653 nach dem Französischen. Ein Exemplar dieses bei Endter in Nürnberg erschienenen Werkes besitzt die Stadtbibliothek Nürnberg. Besonders bemerkenswert ist eine Ausgabe von Ludw. Karl Schmering (Rostock 1741). Den französischen Text begleiten wertvolle Verzeichnisse von Redensarten, Synonymen usw., die alle ins Deutsche übersetzt sind. Bezeichnend für den lebendigen Sprachreichtum der Erzählungen des Lazarillo. Von den Literarhistorikern wurden nicht alle wesentlichen Textabweichungen bisher bemerkt. Ich folgte der spanischen Ausgabe, die 1847 bei Baudry erschien, dann der Schmerings von 1741 und der, die 1891 in Paris bei Dentu erschien. Doch, da mich Bramers Bilder führten, mit Auswahl. Z. B. wird dort die Geschichte erzählt von einer Dirne, die Lazarillo in ihre Kutsche einlud und dann sein Zimmer im Dunkeln ausplündert. Ganz anders Bramer nach de Luna.

2. Zum Künstler. Vergl. „Quevedos wunderliche Träume". Umdichtung von Kurt Moreck. Mit den 61 Zeichnungen Leonard Bramers. Nach den Originalen herausgegeben von E. W. Bredt. München 1919. 4°. — Von Bramers Zeichnungen hat man bisher fast nur solche reproduziert, die am wenigsten seine Eigenart, am ehesten etwas von Rembrandts Art geben. Weder die im Dresdner Handzeichnungswerk, noch die von Voß in der Zeitschrift für bildende Kunst, N. F. XXIV, S. 227 veröffentlichte Zeichnung geben Vorstellung von Bramers persönlicher Art. — In Fiorillos (Geschichte der zeichnenden Künste III, 1818) Urteil liegt mehr als in dem Waagens. (Handbuch II, 1862.) Er, wie Bürger und Riegel, sahen nur Nachahmer Rembrandts in Bramer. Besser nennt Frimmel (Blätter f. Gemäldekunde 1906) Bramer den Delffter Parallelmeister zum Leydener Rembrandt. Wichtig für das Verständnis von Bramers Zeichnungsart ist „E. W. Moes, Een merkwardige verzameling Teekeningen." (Oud Holland XIII, 1895) und Hofstede de Groot (ebenda). Dort eine Zeichnung Bramers nach Herkules Seghers, bezeichnend für Bramer, der Seghers verwandt erscheint. Über den Maler Bramer und seine Beurteiler äußerte ich mich im Nachwort zu den Quevedo-Illustrationen. 1910 nennt ihn schon Frimmel (Blätter f. Gemäldekunde) auch als Maler keinen Rembrandtisten. Weiteres, meist über die gute Wertschätzung Bramers bei seinen Zeitgenossen, von A. Bredius und Hofstede de Groot in Oud Holland Bd. 5, 7, 8, 18, 19, 22, 23, 28, 29, 34. Weitere Literatur im niederländischen Künstlerlexikon von Wurzbach und im Künstlerlexikon von Thieme-Becker (Artikel von E. W. Moes).

3. Zum vorliegenden Buch. Bramers Illustrationen zum Lazarillo kamen, wie die zum Quevedo, 1803 eingebunden in den Besitz des Kgl. Bayer. Kupferstichkabinetts, jetzt Graphische Sammlung. Später sind die Zeichnungen einzeln aufbewahrt worden. — Die spanische Luxusausgabe von 1844 kam mir leider bisher nicht zu Gesicht. — Wenn Murillos Gassenbubenbilder aus der Freude am Lazarillo mittelbar geboren sein könnten, möchte man von ihm Lazarilloillustrationen sehen. Als Bramer den Lazarillo illustrierte, fing Murillo erst an, selbständig hervorzutreten. — Je ein kleiner Miniaturstich ziert die angenehm lesbare Ausgabe des Gottl. von Leon

(Wien 1790), I. Teil mit Bildnis Mendozas, II. Teil mit Radierung Kohls nach Chr. Sambach: Lazarillo wird von eleganten Dirnen an das Bett gefesselt. — Unsere Abbildungen, in Lichtdruck, entsprechen in Ton und Größe den Originalen. (Bis auf drei Blätter, die auf gelbem Papier gezeichnet.) Die Lichtdrucke sind nicht retuschiert. Nur die Ziffern sind entfernt. Der Titel Bramers spricht von drei Büchern. Ein III. Teil ist nie erschienen, war aber damals angekündigt worden. — Wer aber ist der A. D. Cooge, für den Bramer, wie auf dem Titel zu lesen ist, die Illustrationen gezeichnet hat? — Ein Verleger? — Ein Freund des Künstlers? — Diese Vermutungen sind annähernd zutreffend! Abraham de Cooge war ein etwa gleichalteriger Freund Bramers, der 1632 in die St. Lukasgilde von Delfft eintrat und wenigstens 1665 mit Bramer einer der Hauptleute der Gilde war. (Obreen, Archief I, S. 71.) Cooge war Kunsttöpfer, einer der hervorragendsten Fayencemaler Delffts und Kunsthändler, der u. a. auch eine Art Marmor nachzuahmen erfunden und diese Erfindung geschäftlich verwertet hat. Wie mir Herr Kollege Henkel, Konservator am Rijksprentenkabinett Amsterdam mitzuteilen die Güte hatte, ist C. zwar dort als Verleger nicht bekannt, wohl aber ist es wahrscheinlich, daß Bramer dem hervorragenden Fayencemaler die ganze Lazarillofolge zur Wiedergabe in Fliessen zur Verfügung gestellt hat. Jetzt läßt sich die merkwürdig flimmerige, farbig grundierte Art der Zeichnung Bramers aus seiner zweifellosen Freude an Fayencen, aus seinen vielleicht sehr regen Beziehungen zu A. de Cooge erklären. Nach Mitteilung Henkels befindet sich kein sicheres Werk Cooges in der Fayencensammlung des Rijksmuseums. Aber die Widmung Bramers möge Freunden Bramers und der holländischen Kunsttöpferei einen Anreiz geben, die Wechselbeziehungen von Zeichnung und Fayencen weiter zu verfolgen. Über A. de Cooge vergl. Thieme-Becker Bd. VII, besser als Wurzbach.

Bei letzter Revision des letzten Bogens schickt mir Herr Dr. Heinr. Wichmann seine Dissertation über Leonaert Bramer zu, in der er das baldige Erscheinen seines Buches mit beschreibenden systematischen Verzeichnissen der Werke Bramers ankündigt (Leipzig, Hiersemann). Das Werk wird zweifellos den Sammlern Bramerscher Werke sehr förderlich sein. Die stärksten, künstlerisch durchaus selbständigen Illustrationsfolgen aus Bramers Spätzeit scheinen mir freilich noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden zu haben.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00780 1976